Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: 160 (1992)

Heft: 36

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schweizerische Kirchenzeitung

KIRCHE

36/1992 3. September 160. Jahr

Erscheint wöchentlich, jeweils donnerstags

Gebet für Europa 485

Ökumenische Dialogizität der christlichen Kirche Theologische Fundierungen und praktische Konkretionen. Ein Beitrag von Kurt Koch 486

24. Sonntag im Jahreskreis: Lk 15,1–32 (15,1–10) 492

Ein neuntes Semester für den St. Galler Seelsorgerat Es berichtet Arnold B. Stampfli 493

Neue Hoffnung auf einen synodalen Prozess? Ein Bericht von Paul Stadler 494

«Wohin soll ich mich wenden, wenn ...» 495

Berichte 496

Hinweise 496

Amtlicher Teil 497

Schweizer Kirchenschätze
Abtei Muri-Gries, Priorat Sarnen: Maria mit Kind (Abtstab, «Schaffhauserstab», 1510/1520)

Gebet für Europa

Die Gebetsempfehlung des Papstes für den Monat August[1] greift das Thema der letzten Sonderversammlung der Bischofssynode auf. Bischöfe aus allen Teilen Europas hatten sich vom 28. November bis 14. Dezember 1991 in Rom über die Neuevangelisierung Europas beraten und am Schluss eine Erklärung veröffentlicht.[2] Der erste Teil handelt von der Wiederentdeckung und der Wiederbelebung der christlichen Wurzeln Europas. Der zweite Teil spricht von der notwendigen Öffnung Europas zu weltweiter Solidarität. Beides ist im Gebetsanliegen des Papstes enthalten.

«Die Neigung, das Christentum vergangen sein zu lassen, ist gross.» So betitelte im Mai 1991 David Seeber einen Unterabschnitt seines Leitartikels: «Hat das Christentum noch Zukunft?»[3] Er führt dazu aus: «Wer sich in seiner jeweils erlebbaren Umwelt umsieht und seine Verhaltenswahrnehmungen bei Menschen jenseits christlicher Restmilieus ein wenig zu bündeln sucht, wird unschwer zum Ergebnis kommen: Christentum ist ‹für die vielen› keine lebendige Gegenwart. Auch dort, wo man sich interessiert zuwendet, wird es in erster Linie als etwas Vergangenes verstanden... Aber als Gegenwart, die angeht, die betroffen macht, die herausfordernd ist, wird es nicht mehr empfunden.» Das ist das Gegenteil der erklärten Absicht der Bischöfe. Sie erstreben mit dem Bischof von Rom eine Neuevangelisierung Europas, die den christlichen Glauben lebendig werden lässt und Früchte hervorbringt.

Dabei wird uns aber nicht eine vergangene Epoche in der Geschichte Europas als ein schönes Idealbild vorgestellt. Das Evangelium selbst muss in seiner Grundsubstanz neu verkündet werden. «Der Kern dieser Evangelisierung lautet: ‹Gott liebt dich. Christus ist für dich gekommen.› Wenn die Kirche diesen Gott verkündet, dann spricht sie nicht von irgendeinem Gott, sondern von dem Gott, der uns so geliebt hat, dass sein Sohn für uns Mensch geworden ist. Gott, der uns nahekommt, sich uns mitteilt, sich mit uns vereinigt, ist der wahre ‹Emmanuel› (Mt 1,23). Diese Gemeinschaft hat der Herr nicht nur für dieses Leben verheissen, sondern besonders als Sieg über Sünde und Tod durch die Teilnahme an seiner Auferstehung als Freundschaft ohne Ende mit Gott von Angesicht zu Angesicht.»[4] Mit diesen Sätzen umschreiben die Bischöfe treffend das Wesentliche des Evangeliums.

Wie hat nun diese Botschaft die Kultur Eruopas geprägt? Zunächst wird bescheiden festgestellt, dass die europäische Kultur aus vielen Wurzeln zusammengewachsen ist. «Der Geist Griechenlands und Roms, die Errungenschaften der lateinischen, keltischen, germanischen, slawischen und ugro-finnischen Völker, die hebräische Kultur und die islamischen Einflüsse gehören zu diesem komplexen Ganzen. Niemand aber kann leugnen, dass der christliche Glaube entscheidend zum beständigen und grundlegenden

Fundament Europas gehört. In diesem Sinn sprechen wir von den «christlichen Wurzeln Europas», nicht aber um damit unterschwellig zu behaupten, «dass Europa und das Christentum schlechthin zusammenfielen»[5]. Durch den christlichen Glauben wurden «in das gemeinsame europäische Bewusstsein einige fundamentale Prinzipien der Humanität eingefügt: besonders der Begriff des transzendenten Gottes, der in höchster Weise frei ist und für immer aus Liebe in das Leben der Menschen eingetreten ist durch die Menschwerdung und das Paschageheimnis seines Sohnes; eine neue und besondere Kennzeichnung der Person und der menschlichen Würde; eine ursprüngliche Geschwisterlichkeit der Menschen als Prinzip solidarischen Zusammenlebens in Verschiedenheit der Menschen und Völker»[6].

Sicher hat sich diese christliche Prägung Europas entwickelt. Sie hat sich auch im Laufe der Geschichte gewandelt, ja, sie hat auch Schaden gelitten durch verschiedene Glaubensspaltungen und Religionskriege und durch die Säkularisation. Aber die Bischöfe sehen auch, dass nicht alle christlichen Werte in Zweifel gezogen wurden, «sondern man hat sich sogar Mühe gegeben, sie zu bewahren, so dass sie auf einem eigenen und neuen Fundament gründen». Auch wenn sie nicht ausdrücklich genannt werden, darf man doch die Leitworte der französischen Revolution Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit zu diesen Werten zählen wie auch die Gewissensfreiheit bis hin zur Form der Religionsfreiheit. Manche dieser Werte sind, so müssen wir Christen demütig zugeben, in der Neuzeit durch die Auseinandersetzung mit Gegnern erst klarer und tiefer erkannt worden. Auch wir Christen müssen eben immer wieder lernen und vieles, das in unserem Glauben enthalten ist, neu entdecken. Eine Neuevangelisierung muss diese Tatsachen anerkennen. Die Pastoralkonstitution «Gaudium et spes» ist ein ausgezeichnetes Leitbild dafür.

Der Horizont Europas war immer weltweit. Von Europa sind immer wieder Menschen und ganze Expeditionen ausgegangen, um andere Länder zu entdecken, zu erkunden und leider auch zu erobern. Das zwiespältige Jubiläum der Entdeckung Amerikas macht uns das gerade in diesem Jahr bewusst. Europa ist durch die Schätze und Reichtümer anderer Länder und Kontinente reich geworden. Zwar haben die christlichen Kirchen im Sinn des Evangeliums für die Menschen aussereuropäischer Länder Verantwortung empfunden und auf sich genommen. Dabei haben sie grosse Werke geschaffen. Das ist auch aus der verschiedenen Optik von heute unbestreitbar.

Dennoch ist heute gerade aus christlicher Sicht Europa ganz anders gefordert. Darüber sagt die Erklärung der Bischöfe: «Der Schrei des leidenden Christus erreicht uns heute mit besonderer Stärke aus den südlichen Weltteilen, wo die ärmsten Völker wagnisbereite und wirksame Solidarität fordern gegen Hunger, vielfältige Schwierigkeiten und Unrecht, die sie bedrängen. Diesen Schrei muss man mit konkreten Entscheidungen beantworten, die sich auf die Unterbindung des Waffenhandels, die Öffnung unserer Märkte, eine gerechte Lösung der internationalen Verschuldung beziehen; zugleich geht es um alles, was in diesen Regionen das Wachstum der Kultur und der Wirtschaft zugleich mit demokratischen Lebensformen fördern kann.»[7]

Auch in den Ländern Europas finden sich Notlagen. Asylanten und Auswanderer, die Arbeit suchen, beanspruchen unsere Aufmerksamkeit und Bereitschaft. Unser ganzer Verstand ist gefordert, aber vor allem auch das Herz. «Durch Solidarität und Liebe können wir inmitten einer gespaltenen und zerrissenen Menschheit Anstösse geben und Samenkörner pflanzen für die zukünftige Erfüllung der ewigen Vollendung», sagen die Bischöfe.

«Zusammenarbeit mit allen Glaubenden.» Diese Überschrift steht über einem eigenen Abschnitt der bischöflichen Erklärung.[8] Hier wird Europa, wie es sich heute zeigt, ernst genommen. Der Akzent liegt nicht sosehr auf der Zerrissenheit, sondern auf der Zusammenarbeit der Christen, die

Theologie

Ökumenische Dialogizität der christlichen Kirche

Die perspektivenreiche Vielfalt der kirchlichen Dialogrichtungen* hat das Zweite Vatikanische Konzil aufgegriffen und in die Praxis übersetzt. Von diesem kirchengeschichtlichen Ereignis par excellence in unserem Jahrhundert sagt deshalb Bischof Karl Lehmann mit Recht, es sei «ein einziger grosser Dialog» gewesen, und zwar vornehmlich auf drei «Bezugs- und Handlungsfeldern: innerkirchlich, ökumenisch, welthaft-gesellschaftlich»[36]. Fasst man diese verschiedenen Bezugs- und Handlungsfelder des kirchlichen Dialoges mit dem Stichwort der Ökumene – im ursprünglichen Wortsinn – zusammen, kann und muss man von einer elementaren ökumenischen Dialogizität der christlichen Kirche sprechen, die sich auf verschiedenen Ebenen und in vielfältigen Gestalten zu verwirklichen hat[37].

■ 1. Dialog zwischen den christlichen Konfessionen

Gemäss dem historisch ursprünglichen wie systematisch fundamentalen Wortsinn bedeutet «Ökumene» die ganze bewohnte und bewohnbare Erde. Trotzdem wird mit diesem Wort herkömmlicherweise zumeist nur jene Erde bezeichnet, die von Christen bewohnt wird. Dieses recht eingeschränkte Verständnis von Ökumene kommt am deutlichsten zum Ausdruck in der traditionellen wie klassischen Konzeption der ökumenischen Bewegung. Bei ihr erscheint die Ökumene in allererster Linie in der Gestalt der Ökumene der christlichen Konfessionen; und sie ist konzipiert als Versuch einer umfassenden Verständigung zwischen den verschiedenen christlichen Konfessionskirchen über die fundamentalen Wurzeln des gemeinsamen christlichen Glaubens und als glaubensgeschwisterliche Suche nach einer tragfähigen Form der kirchlichen Einheit der Christen auf dem Boden eines Konsenses über das Ganze des Glaubens, auf jeden Fall über seinen wesentlichen und zentralen Inhalt. Um diese für die Glaubwürdigkeit der heutigen Christenheit dringend notwendige

* Siehe dazu den ersten Teil unseres Beitrages – «Evangelium und Dialog», in: SKZ 35/1992.

36 K. Lehmann, aaO. (vgl. Anm. 21) 87.

37 Vgl. dazu genauer: K. Koch, Gelähmte Ökumene. Was jetzt zu tun ist (Freiburg i. Br. 1991), bes. 15–60: Gegenwärtige Standortbestimmungen (Ökumenische Diagnostik).

vielen verschiedenen Kirchen angehören. Dieses Zusammenwirken ist ein echter Weg zur Einheit.

Aber nicht genug damit. Auch die Juden, «deren Glauben und Kultur ein konstitutiver Teil der Entwicklung der europäischen Humanität sind», werden angesprochen. Die gemeinsamen Bemühungen von Christen und Juden werden wichtig genannt für die Zukunft Europas. Schliesslich wird der Kreis noch einmal erweitert auf alle, die an Gott glauben. Darunter werden eigens die Muslims erwähnt «nicht nur wegen vergangener Ereignisse, sondern auch im Blick auf unsere Zukunft, zumal eine starke Wanderungsbewegung aus den islamischen Nationen stattfindet und auch sonst enge Beziehungen mit ihnen bestehen».

Das Ziel der Bischöfe ist hochgesteckt, die Verwirklichung anspruchsvoll. Es gehört zum Kern der evangelischen Botschaft, «dass es ohne Gott nicht geht». Aber ebenso geht aus ihr hervor, dass Gott uns schon immer voraus ist als der, der gibt, wenn wir ihn darum bitten. *Eugen Frei*

Der Jesuit Eugen Frei schreibt für uns die Besinnungen zu den Monatsgebetsmeinungen

[1] Gebetsmeinungen für den August:
Papst: Dass Europa seine christlichen Wurzeln wiederentdecke und sein Herz der ganzen Welt öffne.
Schweizer Bischöfe: Dass wir echte Vaterlandsliebe mit Offenheit für Europa verbinden.

[2] Der deutsche Text ist zusammen mit der lateinischen Fassung als Heft 107 der vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Kaiserstrasse 163, D-5300 Bonn 1) herausgegebenen «Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls» erschienen.

[3] Herder-Korrespondenz 1991, 5, S. 198.

[4] AaO. Nr. 3, S. 14.

[5] AaO. Nr. 2, S. 12.

[6] AaO. Nr. 2, S. 12f.

[7] AaO. Nr. 11, S. 32.

[8] AaO. III, 7–9, S. 26f.

Aufgabe des gemeinsamen Ringens um die Wiedergewinnung der verlorengegangenen Einheit der Christenheit entschieden in Angriff zu nehmen und um dieser Verantwortung für den Glaubensdialog zwischen den verschiedenen christlichen Konfessionen auch eine institutionelle Gestalt zu verleihen, ist denn auch nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil in Rom das Sekretariat zur Förderung der christlichen Einheit errichtet worden.

Wiewohl es sich bei dieser Form der Ökumene um eine noch recht eingeschränkte Realisierung der dialogischen Ökumenizität der christlichen Kirche handelt, muss der Dialog zwischen den christlichen Konfessionen dennoch als ihre basalste und elementarste Gestalt eingeschätzt werden, weil sich gerade um der Identität, Authentizität und Glaubwürdigkeit des christlichen Glaubenszeugnisses in der heutigen säkularisierten Welt willen das ökumenische Bemühen um die kirchliche Einheit der Christen als fundamental erweist. Aus diesem Grund hat der lutherische Ökumeniker Wolfhart Pannenberg mit Recht stets darauf insistiert, dass das vorrangige Ziel der ökumenischen Bewegung «die Einheit der Christen im Glauben» und «als Konsequenz daraus die Wiederherstellung der kirchlichen Einheit der Christen durch Wiederaufnahme der eucharistischen Kommunion zwischen den historisch gewachsenen Kirchenverbänden» bleiben müssen. Denn «nur in dem Masse, in welchem die kirchliche Einheit der Christen erneuert wird, kann auch das Gewicht ihres gemeinsamen Zeugnisses zu den Lebensfragen der Menschheit zunehmen»[38].

■ 2. Dialog zwischen den in verschiedenen Nationen verwurzelten Kirchen

Das traditionelle Verständnis von Ökumene im Sinne der innerchristlichen Verständigung wurde in der ökumenischen Bewegung schon früh überlagert von einem zweiten Element. Dieses ergab sich aus dem Faktum, dass sehr viele der an der ökumenischen Bewegung beteiligten und im Ökumenischen Rat der Kirchen engagierten Konfessionen national-kirchlich verfasst sind und sich einander auch als Nationalkirchen begegnen. Von daher werden sie auch zu einer gegenseitigen Verständigung über antagonistische national-politische Interessen genötigt, wie es vor allem ans Tageslicht trat bei der Behandlung und Erklärung der Apartheidsfrage zur Glaubensfrage in Südafrikanischen Kirchen. Dieser Umstand hat zur unabdingbaren Konsequenz, dass nun auch politische und vor allem sozialethische Kontroversen die Traktanden der ökumenischen Agenda bestimmen und dass sich die ökumenische Dialogizität der christlichen Kirche immer stärker in der Gestalt des Dialoges zwischen den in den verschiedenen Nationen angesiedelten und verwurzelten Kirchen zu bewähren hat.

Die römisch-katholische Kirche stellte diesbezüglich in der Vergangenheit freilich eine Ausnahme dar, und zwar nicht nur deshalb, weil sie nicht Mitglied des Ökumenischen Rates der Kirchen ist, sondern vor allem deshalb, weil sie als Universalkirche weltweit verfasst ist und von vorneherein einen allein national-kirchlichen Rahmen sprengt. Seitdem jedoch das Zweite Vatikanische Konzil die altkirchliche Communio-Ekklesiologie revitalisiert und damit in neuer Weise erkannt hat, dass die verschiedenen Ortskirchen nicht bloss «Filialen» der römischen «Weltdiözese» und dementsprechend die Ortsbischöfe keineswegs «Filialleiter» des römischen «Grosskonzerns» sind, sondern dass die universale Kirche gar nicht anders existiert als in den unterschiedlichen Ortskirchen, so dass die katholische Kirche als Weltkirche in den Ortskirchen ganz und gar verwirklicht ist[39], stellt sich auch für die römisch-katholische Kirche die Aufgabe des Dialoges zwischen den in unterschiedlichen Nationen verwurzelten Ortskirchen als stets vordringlicher und unaufschiebbarer heraus.

■ 3. Dialog zwischen den christlich-kirchlichen Inkulturationen

Eine noch einschneidendere Entwicklung innerhalb der katholischen Weltkirche in den vergangenen Jahrzehnten hat von selbst eine dritte Form ihrer ökumenischen Dialogizität provoziert. Als vor allem seit den sechziger Jahren die traditionelle Missionstätigkeit der katholischen Kirche aufgehört hat, ein blosses «Aussenministerium» der vor allem europäisch geprägten Kirche in Übersee zu sein, und als in der Folge in den Kirchen Lateinamerikas, Asiens und Afrikas die lange dauernde Epoche, während der sie blosse Objekte und Produkte der europäischen Mission waren, zu Ende gegangen war, weil diese sich zu eigenständigen Subjekten der Kirche und zu Produzenten eigener

[38] W. Pannenberg, Die zukünftige Rolle von «Glauben und Kirchenverfassung» in einer säkularisierten Welt, in: Una Sancta 44 (1989) 328–336, zit. 329 f.

[39] Vgl. Lumen gentium, Nr. 26.

kirchlicher Lebensformen entwickeln konnten, musste sich die ökumenische Dialogizität der katholischen Kirche auch fortschreiben zu jenem Dialog zwischen den verschiedenen christlich-kirchlichen Inkulturationen, bei dem es gilt, die Diskrepanzen auszutragen, in denen die eine Kirche in der heutigen Welt ihre konkrete Gestalt findet.

In dieser Stossrichtung hat bereits in den siebziger Jahren der prophetische Kapuzinertheologe Walbert Bühlmann die – heute selbstverständlich gewordene – Überzeugung artikuliert, dass die «Dritte Kirche» im Kommen begriffen ist und dass diese die wahre «Zukunft der Kirche» bilden wird. Mit dieser Überzeugung hat er zudem von allem Anfang an die Postulate der Inkulturation des christlichen Evangeliums und der dazu unerlässlichen Dezentralisierung der katholischen Kirche verbunden: «Ich frage..., ob im Blick auf die polyzentrische Welt und die Mündigkeit der sechs Kontinente nicht eine radikale Dezentralisierung geschehen müsste, um den Regionen mehr Verantwortung und die Möglichkeit zur Ausprägung eines arteigenen Christentums zu geben.»[40] Mit dieser Prognose einer gravierenden Verlagerung des Schwergewichtes von der Westkirche zur Südkirche und dementsprechend der Entwicklung von der Westkirche zur Weltkirche hat Bühlmann jene Entwicklung vorausgesehen, die heute vom katholischen Theologen Johann B. Metz als epochenwendender Übergang von der eurozentrisch-monokulturellen Kirche des europäischen Abendlandes zur multikulturellen Weltkirche, genauerhin als «Übergang von einem abendländisch-europäischen Kirchentum, in dem die Weltkirche eigentlich nur simuliert werden konnte, zu einem Weltkirchentum mit kulturell polyzentrischem Charakter» namhaft gemacht wird[41].

Bei dieser verheissungsvollen Entwicklung handelt es sich keineswegs um einen Prozess, der der katholischen Kirche gleichsam nur von aussen aufgezwungen worden wäre. Er ergibt sich und entspricht vielmehr der elementaren Inkarnationsstruktur des christlichen Glaubens selbst. Wenn nämlich gemäss der sensiblen Beobachtung des in Taiwan wirkenden Jesuitentheologen Luis Gutheinz das christliche Evangelium auf der einen Seite gar nicht existieren kann «ohne eine konkrete Inkarnation», wenn aber auf der anderen Seite das Christentum in seinem wesentlichen Kern «nicht identisch ist mit diesen Kulturformen», und wenn sich schliesslich diese Dialektik als «wesentlich zum Verständnis der Glaubensverkündigung» erweist[42], dann lässt sich das, was die Einheit der katholischen Weltkirche impliziert, nur noch im Kontext der unterschiedlichen kulturelllen Bedingungen des Christ- und Kircheseins in den verschiedenen Teilen der einen Welt auslegen und im notwendigen Dialog zwischen den recht unterschiedlichen Inkulturationen des christlichen Evangeliums bewähren.

■ 4. Dialog zwischen den Weltreligionen

Von dieser Dialogform her ist es nur noch ein kleiner Schritt zum Dialog des Christentums mit den Weltreligionen. Zu dieser weiteren Gestalt der ökumenischen Dialogizität der Kirche drängt in besonderem Masse die heute unausweichlich gewordene Erfahrung der einen Welt, und zwar genauerhin deshalb, weil die christliche Kirche das Besondere und undelegierbare Eigene ihres Glaubens im Sinne seines universalen Wahrheitsanspruches nur dann noch glaubwürdig zu vertreten und zu verantworten in der Lage ist, wenn sie sich in Freimut und Glaubensstärke dem Dialog mit den anderen Weltreligionen aussetzt, allerdings nicht nur als lehrende Kirche, sondern auch und prioritär als hörende und lernende Kirche, um auf diesem dialogalen Weg auch und gerade den eigenen Glauben noch besser kennen zu lernen. In dieser Bereitschaft jedenfalls dürfte der tiefste Grund liegen, warum die katholische Kirche kurz nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil das Sekretariat für die nichtchristlichen Religionen errichtet hat, in dessen Verantwortung es vor allem liegt, einen zukunftsträchtigen Dialog mit dem Judentum und dem Islam zu führen.

In diesem Zusammenhang macht es das besondere Verdienst des katholischen Theologen Hans Küng aus, die christliche Theologie im Horizont der Weltreligionen zu profilieren und seine ganze Kraft in eine verständnisvolle und wechselseitig herausfordernde, mithin dialogbereite Begegnung der christlichen Kirche mit den grossen Weltreligionen zu investieren, und zwar in der Überzeugung, dass die Ökumene heute weniger denn je «eng, verengt, ekklesiozentrisch» verstanden und vollzogen werden kann: «Ökumene darf sich nicht auf die Gemeinschaft der christlichen Kirchen beschränken, sie muss die Gemeinschaft der grossen Religionen einbeziehen, wenn Ökumene – nach dem ursprünglichen Wortsinn verstanden – den gesamten ‹bewohnten Erdkreis› meint.» Insofern die Menschheit diesbezüglich – «trotz aller offenkundigen Hemmnisse und Schwierigkeiten» – gegenwärtig vor dem langsamen «Erwachen eines globalen ökumenischen Bewusstseins» steht, das sich als eine der folgenreichsten Entwicklungen des 20. Jahrhunderts herausstellt, selbst wenn sie sich erst im kommenden Jahrhundert voll auswirken wird, vermag dieser Entwicklung nur ein ernsthafter Dialog der christlichen Kirche mit den grossen Weltreligionen zu entsprechen, der zu führen ist in der nur allzu berechtigten Hoffnung, dass es weder einen wirklichen Weltfrieden ohne Friede unter den Religionen noch einen dauerhaften Religionsfrieden in der heutigen Welt ohne einen entschiedenen Dialog zwischen den Weltreligionen geben wird und geben kann[43].

■ 5. Dialog mit den Weltanschauungen und Ethiken

Wie es keinen Weltfrieden ohne Friede unter den Religionen geben kann, so auch kein Überleben der Menschheit ohne ein gemeinsames Weltethos, wie dieses wiederum Hans Küng hellsichtig postuliert in der Überzeugung, «dass die eine Welt, in der wir leben, nur dann eine Chance zum Überleben hat, wenn in ihr nicht länger Räume unterschiedlicher, widersprüchlicher und gar sich bekämpfender Ethiken existieren. Diese eine Welt braucht das eine Grundethos.»[44] In diesem weiten Horizont versteht es sich von selbst, dass der verpflichtende Charakter des christlichen Glaubens für das Handeln der Menschen in der einen Welt sich allein dadurch glaubwürdig vertreten lässt, dass die Kirche sich der Konkurrenz mit anderweitig begründeten und orientierten Ethiken stellt und in einen Dialog mit den heute dominierenden Weltanschauungen beziehungsweise Ethiken eintritt, die sich freilich zumeist nicht mehr explizit religiös verstehen. Den Anfang in diese zukunftsweisende Richtung hat die katholische Kirche gesetzt, als kurz nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil das Sekretariat für die Nichtglaubenden errichtet wurde, das Papst Paul VI. im Jahre 1965 dem ehemaligen Wiener Kardinal Franz König anvertraut hatte.

Als eine in der heutigen Welt noch immer dominierende Weltanschauung muss der Patriarchalismus bezeichnet werden. Darunter ist jene geistige, politische und wirtschaftliche Dominanz der Männer über die Frauen zu verstehen, die in der bisherigen ökumenischen Bewegung mit dem Stichwort des Sexismus beziehungsweise konkreter: des Androzentrismus be- und verurteilt worden ist.

[40] W. Bühlmann, Wo der Glaube lebt. Einblicke in die Lage der Weltkirche (Freiburg i. Br. 1974).

[41] F.-X. Kaufmann, J. B. Metz, Zukunftsfähigkeit. Suchbewegungen im Christentum (Freiburg i. Br. 1987) 95.

[42] L. Gutheinz, China im Wandel. Das chinesische Denken im Umbruch seit dem 19. Jahrhundert (München 1985) 110.

[43] H. Küng, J. van Ess, H. von Stietencron, H. Bechert, Christentum und Weltreligionen. Hinführung zum Dialog mit Islam, Hinduismus und Buddhismus (München 1984) 16. Vgl. ferner H. Küng, J. Ching, Christentum und chinesische Religion (München 1988).

[44] H. Küng, Projekt Weltethos (München 1990) 14.

Soll diese in den verschiedensten Kulturen in einer langen Geschichte eingefleischte Wunde der Menschheit überwunden werden können, erweist sich ein umfassender Dialog zwischen den Geschlechtern als vordringlich und überfällig, dessen Ziel, worauf Paul M. Zulehner mit Recht hinweist, nur in der Wiedergewinnung eines «androgyn-partnerschaftlichen Verhältnisses zwischen Männern und Frauen» bestehen[45] kann.

Dieser dringend notwendige Dialog zwischen den Geschlechtern erweist sich dabei als exemplarischer Testfall für den der christlichen Kirche vom Evangelium in ganz besonderem Masse aufgegebenen Dialog mit den Leidenden überhaupt. Wenn nämlich gemäss der sensiblen Wahrnehmung von Johann B. Metz der tiefste Kern der Geschichte der Menschheit in der «Ökumene des Leidens» liegt[46], stellt sich die christlich-kirchliche Ökumene mit den Leidenden, die auf die solidarische Überwindung des Leidens in der Welt zielt, nicht nur als die vordringlichste und umfassendste Gestalt der Ökumene heraus. Sie hat vielmehr auch als die eigentliche Glaubwürdigkeitsprobe der ökumenischen Dialogizität der christlichen Kirche zu gelten, auf die Jürgen Moltmann mit diesen pointierten Worten hinweist: «Nicht so sehr die *Partikularität* der Kirche in der modernen pluralistischen Gesellschaft ist ihr dringendes Problem heute, sondern die überzeugende *Parteilichkeit* für die Armen und Unterdrückten dieser modernen Gesellschaft.»[47]

Konditionen fruchtbarer Dialogizität

Die voraufgehende Skizzierung von verschiedenen Bedeutungsebenen und Formen der ökumenischen Dialogizität dokumentiert, dass die christliche Kirche heute nurmehr als eine dialogische Kirche verstanden werden und als solche leben kann, insofern sie dem Dialog verpflichtet ist und sich als Kirche in Begegnungen präsentiert und bewährt. Denn auf allen diesen Ebenen und in allen diesen Formen stellen sich heute der Kirche Herausforderungen an ihre Dialogfähigkeit und Dialogwilligkeit. Sollen diese glaubwürdig revitalisiert werden können, müssen elementare Voraussetzungen erfüllt sein, von denen – im Sinne einer kleinen Kriteriologie der Dialogizität – wenigstens die wichtigsten kurz zu benennen sind.

■ 1. Anerkennungshermeneutik statt Angleichungsstrategie

Ein altes Sprichwort sagt: «Wer nur England kennt, kennt England nicht.» Darin ist die tiefe Weisheit verborgen, dass der Mensch das Eigene nur im Kontrast des Anderen wirklich zu erkennen und zu erfassen und dass er erst am Anderen seiner selbst die Erfahrung seines eigenen Selbst zu machen vermag, wohingegen er im Gleichen nicht einmal das Gleiche in sich selbst bemerkt. Dieses fundamentale Erkenntnisprinzip gilt bereits auf der Ebene der sinnlichen Wahrnehmung, von der schon Anaxagoras betont hat, dass sie nur aus dem Gegensätzlichen entsteht: «Wir nehmen das Kalte durch das Heisse, das Süsse durch das Saure, das Helle durch das Dunkle wahr.» Dabei hat Anaxagoras einen fundamentalen Konnex zwischen Erkenntnis und Schmerz namhaft gemacht: «Sinnliche Wahrnehmung ist verbunden mit Schmerz. Wenn das Ungleiche mit unseren Sinnesorganen in Berührung gebracht wird, entsteht Schmerz.»[48] Was auf der Ebene der sinnlichen Wahrnehmung zutrifft, spielt aber auch und noch mehr eine massgebliche Rolle bei allen Lebenserfahrungen der Menschen, wie der junge Schelling dialektisch zu formulieren wusste: «Jedes Wesen kann nur in seinem Gegenteil offenbar werden. Liebe nur im Hass, Einheit nur im Streit.»[49] In der Tat: Die Wärme eines Feuers fühlt der Mensch nur, wenn es in ihm selbst oder um ihn herum kalt ist. Die Helligkeit des Lichtes spürt er nur, wenn es dunkel ist. Erst unter Schwarzen entdeckt der Mensch, dass er weiss ist. Nur in der Fremde versteht der Mensch, was Heimat ist. Erst im Streit beginnt der Mensch den Frieden zu schätzen. Und erst angesichts des Todes weiss er schliesslich um die Einmaligkeit des menschlichen Lebens.

Diese Beobachtungen lassen sich in dem grundlegenden Erkenntnisprinzip verdichten, dass der Dialog, in dem das Andere in seinem Anderssein erkannt und anerkannt wird, die wohl elementarste Form von Erkenntnis und Selbsterkenntnis darstellt. Von daher lässt sich die Weisheit des oben angeführten Sprichwortes im Blick auf die verschiedenen Bezugs- und Handlungsfelder der ökumenischen Dialogizität der christlichen Kirche dahingehend variieren: Wer nur das eigene – männliche – Geschlecht kennt, kennt dieses Geschlecht nicht. Wer nur den christlichen Glauben kennt, kennt den christlichen Glauben nicht. Wer nur die eigene – europäische – Kultur kennt, kennt diese Kultur nicht. Wer nur die eigene Nation kennt, kennt diese Nation nicht. Und wer nur die katholische Kirche kennt, kennt die katholische Kirche nicht. Damit aber wird vollends deutlich, dass der Dialog eine ungemeine Chance darstellt, dass der Dialogteilnehmer in der Begegnung mit dem Anderen und in der Anerkennung des Anderen in seinem Anderssein sich selber besser zu erkennen vermag.

Vorausgesetzt ist für das Gelingen eines wahrhaften Dialoges freilich, dass sich dieser nicht mit einer «Hermeneutik des Gleichen», sondern mit einer «Hermeneutik des Anderen» vollzieht. Denn in der «Hermeneutik des Gleichen», die von Aristoteles grundgelegt und sowohl mit dem Erkenntnisprinzip «Gleiches wird nur von Gleichem erkannt» als auch mit dem Gemeinschaftsprinzip «Gleich und gleich gesellt sich gern» konkretisiert worden ist[50], wird Erkenntnis verstanden nach dem Modell der Entsprechung. Dieses aber führt, tiefer gesehen, bloss zu einer «Gemeinschaft» von Gleichen und vor allem von – zumeist mit Gewalt – Gleichgemachten, und es sucht im Anderen letztlich nur die eigene Identität wieder, gleichsam wie in einem Spiegelkabinett. Von daher drängt sich beispielsweise im Blick auf das grosse Ereignis, das am Beginn der modernen Welt stand und das sich dieses Jahr zum fünfhundertsten Mal jährt, nämlich die sogenannte «Entdeckung Amerikas» durch Kolumbus, Cortes und die Conquistadores, die Frage auf, ob die Kolonisatoren wirklich Amerika «entdeckt» oder ob sie nicht vielmehr in Amerika ihr eigenes Europa «wiederentdeckt» haben. Tzvetan Todorov hat jedenfalls in einer erhellenden Studie nachweisen können, dass Amerika in seiner Eigenart und Andersartigkeit von den Europäern nie wirklich «entdeckt» worden ist. Nicht nur haben die Conquistadores bloss das «entdeckt», was sie immer schon gesucht haben, nämlich Silber und Gold, sondern auch und gerade die Indianerreiche wurden nie wirklich erkannt und bleiben bis auf den heutigen Tag unverstanden. Sie wurden nicht in ihrer Andersartigkeit und Eigenart wahrgenommen, sondern unterworfen, nach Massgabe europäischer Entwürfe kolonisiert und missioniert, den Herrschenden als Untertanen angepasst und gleichgemacht, wobei das traurige Ergebnis dieser historischen Prozesse in der Etablierung einer kolonialen Einheitskultur, in der Durchsetzung einer imperialen Einheitsreligion und in der Festlegung einer nivellierenden Einheitssprache diagnostiziert werden muss.[51] Hier

[45] P. M. Zulehner, Auferweckung schon jetzt. Skizzen zu einer europäischen «Befreiungstheologie» (Meitingen 1984) 29.

[46] J. B. Metz, Messianische Geschichte als Leidensgeschichte, in: J. B. Metz, J. Moltmann, Leidensgeschichte. Zwei Meditationen zu Markus 8.31–38 (Freiburg i. Br. 1974) 57.

[47] J. Moltmann, Was ist heute Theologie? Zwei Beiträge zu ihrer Vergegenwärtigung (Freiburg i. Br. 1988) 84.

[48] Vgl. Theophrast, De sensibus, 27 ff., zit. nach G. M. Straton, Theophrast and the Greek physiological Psychology before Aristotle (New York 1917) 90 ff.

[49] F. W. J. Schelling, Über das Wesen menschlicher Freiheit (1809).

[50] Aristoteles, Metaphysik II, 4, 1000 665, und Nikomachische Ethik VIII, 4, 1155a.

[51] T. Todorov, Die Eroberung Amerikas. Das Problem des Anderen (Frankfurt a. M. 1985).

liegt es begründet, warum vor allem lateinamerikanische Denker den geschichtseuphemistischen Ausdruck «Entdeckung Amerikas» neuerdings konsequent vermeiden und stattdessen von der «Eroberung Amerikas» durch die Europäer sprechen.[52] Auf jeden Fall werden sich die Christen insbesondere in Europa angesichts des fünfhundertsten Jahrestages der sogenannten «Entdeckung Amerikas» die ernste Frage zu stellen haben, die Johann B. Metz im Sinne einer geschichtstheologischen Gewissenserforschung formuliert: «Mit welchen Augen wurde dieser Kontinent ‹entdeckt›? Spielte dabei die urchristliche Hermeneutik der Anerkennung der Anderen in ihrem Anderssein die massgebende Rolle? Oder war der Christianisierungsprozess Amerikas nicht weit mehr und allzu sehr von einer fragwürdigen Angleichungshermeneutik geleitet, die keinerlei Augen hatte für die Spur Gottes in der Andersheit der Anderen und die deshalb die unbegriffenen Anderen immer wieder zu Opfern machte?»[53]

Gerade dieses Beispiel erweist sich als charakteristisch für die «Hermeneutik des *Gleichen*», weil es diese als eine gefährliche Beherrschungshermeneutik entlarvt, die beim Erkennen des Anderen vom «Willen zur Macht» und zur Unterwerfung geleitet ist. Demgegenüber dient die «Hermeneutik des *Anderen*», in der die Erkenntnis nicht nach dem Modell der Entsprechung, sondern nach dem Modell des Kontrastes und der Dissonanz aufgefasst wird, der Anerkennung des Anderen in seinem Anderssein. Denn nur die Erkenntnis des Anderen gerade in seiner Andersheit führt zu einer Gemeinschaft in der Verschiedenheit, die auch die Veränderung des eigenen Standpunktes provoziert und impliziert. Wirklich wach für Neues wird der Mensch nämlich nicht durch Konsonanz und Entsprechung, sondern nur durch Dissonanz und Widerspruch, was zumeist nicht ohne Schmerz abgeht. Darauf weist bereits die griechische Sprache hin, wenn sie in vielen Sprichwörtern «mathein» (= lernen) auf «pathein» (= leiden) reimen lässt. In der Tat vermag der Mensch etwas Anderes nur dann wirklich zu erkennen und zu verstehen, wenn er sich auf dieses Andere einstellt und sich dabei, möglicherweise in einem schmerzhaften Prozess, selbst verändert, worauf Jürgen Moltmann mit Recht hinweist: «In meiner Erkenntnis des Anderen unterziehe ich mich den Schmerzen und Freuden der eigenen Veränderung, nicht um mich selbst dem Anderen anzupassen, sondern um mich in das Andere hineinzuversetzen.»[54] Da es auch und gerade in der wesenhaften Dialogizität der christlichen Kirche kein wirkliches Verstehen der Anderen geben kann ohne solche elementare Empathie, aus der von selbst eine verbindende und verbindliche Sympathie fliesst, erweist sich der Dialog, der sich in einer «Hermeneutik des Andern» vollzieht, als Sprachschule des Verstehens überhaupt. Zugleich eröffnet sich von daher eine zweite grundlegende Kondition für das Gelingen eines wahrhaften Dialoges.

2. Jenseits von Indifferenz und Intoleranz: Freiheitlicher Dialog zwischen Wahrheitsüberzeugungen

Ein Dialog kann nur gelingen und zu seinem Ziel kommen, wenn er sich vollzieht nach den Prinzipien der Wahrheit und der Freiheit. Was zunächst das Prinzip der *Wahrheit* betrifft, gilt es zu betonen, dass ein wahrhaftiger Dialog voraussetzt, dass er sich zwischen Über-Zeugung und Über-Zeugung vollzieht und dass beide Seiten willens sind, gemeinsam Wahrheit zu suchen und zu finden. Denn nur dort, wo ein Dialog auf eine mögliche Einigung in einer strittigen Sache zielt, schiesst er nicht an der Wahrheitsfrage vorbei. Umgekehrt verdient ein «Dialog», der zwischen zwei Partnern geführt wird, die selber keine klaren Standpunkte – besser würde man allerdings im Blick auf die Dynamik, die dem Dialog inhärent ist, von Gehpunkten reden – vertreten, diesen Ehrennamen nicht. Und überall dort, wo sich die Dialogpartner gegenüber der im Vollzug des Dialoges zu traktierenden Wahrheit indifferent verhalten, bringt sich ein solcher «Dialog» selber um seine Würde und pervertiert sich zu einem unverbindlichen Gerede, das sehr schnell langweilig wird. Deshalb gilt es sehr präzis zu unterscheiden zwischen ernsthaftem Wahrheitsanspruch und unverbindlicher Meinung, die in eine Begegnung eingebracht werden. Während sich zwischen blossen Meinungen nur ein unverbindliches Bereden einer Sache, eben ein «Meinungsaustausch» einstellen kann, macht es die besondere Würde des Dialoges aus, dass er zwischen Wahrheitsüberzeugungen fliesst.

Genau so sensibel muss freilich auch unterschieden werden zwischen der Kunst des Überzeugens und der Macht des Überredens. Während der Versuch und die Versuchung zum Überreden eines anderen Menschen letztlich immer autoritär und totalitär ist und sein Ziel darin anvisiert, den eigenen Standpunkt dem anderen Menschen aufzuzwingen, erweist sich die Kunst des Überzeugens als das freiheitliche Angebot an den Partner, Kommunikation miteinander aufzunehmen, in einen belebenden Dialog einzutreten und sich in ihm gemeinsam auf die Suche nach der Wahrheit zu machen. Deshalb impliziert das zweite Prinzip der *Freiheit* die weitere unabdingbare Voraussetzung, dass im Dialog alle Teilnehmer die gleichen Chancen haben und dass der Zwang und die Überlegenheit des Mächtigeren nicht zum Zuge kommen dürfen. Soll der Dialog von aller Gewaltanwendung und Freiheitsverletzung befreit sein, muss ein symmetrisches Verhältnis zwischen Sprechen und Hören garantiert sein, worauf Otto F. Bollnow mit Recht hinweist: Der Dialog «gelingt nur durch die Antizipation, dass beide Partner auf der Ebene grundsätzlicher Gleichberechtigung und Freiheit in voller Offenheit miteinander zu sprechen bereit sind. Das erfordert nicht nur, dass derjenige, der es eingeht, diese Voraussetzungen bei sich selber realisiert, sondern das hängt auch davon ab, ob der Partner auf ein unter diesen Voraussetzungen geführtes Gespräch einzugehen bereit ist. Das Eingehen des Gesprächs ist also immer ein Wagnis und erfordert von den Beteiligten Mut und Überwindung der natürlichen Selbstbezogenheit.»[55]

Als ein Wagnis erweist sich der Vollzug eines Dialoges genauerhin deshalb, weil er die beiden Prinzipien der Wahrheit und der Freiheit gleichermassen zu respektieren hat. Damit gleicht der Dialog einer existentiellen und intellektuellen Gratwanderung zwischen den Extremen von Indifferenz und Intoleranz beziehungsweise von Gleichgültigkeit und Fanatismus. Auf der einen Seite führt ein «Dialog», der an der Wahrheit nicht interessiert ist und jeden beliebigen Standpunkt unbefragt und kritiklos gelten lässt, in die Langeweile der Indifferenz. Denn wo alle vorgetragenen Positionen als gleich gültig eingestuft werden, wird alles, vor allem aber die Wahrheit selber, sehr schnell gleichgültig. Auf der anderen Seite muss jeder «Dialog» scheitern und letztlich in die fanatische Borniertheit der Intoleranz führen, wenn er nur zwischen Wahrheitsanspruch und blosser Meinung geführt wird, wenn also der eine Partner für seine Position absolute Wahrheit oder gar, wie beispielsweise einzelne «neue Bischöfe» zu betonen pflegen, die «Fülle der Wahrheit» beansprucht und dem anderen nur beliebige Meinungen zugesteht oder ihn sogar von vorneherein des Irrtums denunziert. Beiden gefährlichen Extremen gegenüber vermag ein wahrhafter Dialog nur zu gelingen, wenn er

[52] Vgl. H. Dieterich (Hrsg.), Die Neuentdeckung Amerikas. Essays, Interviews, Gedichte (Göttingen 1990). Vgl. ferner: Concilium 26 (1990) Heft 6: 1492–1992: Die Stimme der Opfer.

[53] J. B. Metz, So viele Antlitze, so viele Fragen. Lateinamerika mit den Augen eines europäischen Theologen, in: ders., H.-E. Bahr, Augen für die Anderen. Lateinamerika – eine theologische Erfahrung (München 1991) 11–61, zit. 61.

[54] J. Moltmann, Die Entdeckung des Anderen. Zur Theorie des kommunikativen Erkennens, in: Evangelische Theologie 50 (1990) 400–414, zit. 409.

[55] O. F. Bollnow, Das Doppelgesicht der Wahrheit (Stuttgart 1975) 66.

auf Wahrheitserkenntnis zielt und zugleich in Freiheit vollzogen wird, wenn er also zwischen Wahrheitsüberzeugungen hin und her fliesst.

Dieser dialogalen Gratwanderung vermag in höchstem Masse auch und gerade das Wahrheitsverständnis des christlichen Glaubens selbst zu entsprechen, sofern man dieses in der ihm eigentümlichen Dialektik von «schon» und «noch nicht», genauerhin in der für den christlichen Glauben konstitutiven Spannung zwischen dem Schon-Nahegekommensein der endgültigen Wahrheit Gottes in Jesus Christus und dem Noch-nicht-voll-Erkannthaben dieser Wahrheit, erfasst. Denn einerseits kann der christliche Glaube, wenn er sich selbst nicht preisgeben will, nie auf den Wahrheitsanspruch der eschatologischen Endgültigkeit der Selbstoffenbarung Gottes in Jesus Christus verzichten, insofern er mit dem Glaubensbewusstsein steht oder fällt, dass die eschatologische Wahrheit Gottes in Jesus Christus – *schon* – offenbar geworden ist. Andererseits vermag aber auch der christliche Glaube – *noch nicht* – die ganze Fülle und Schönheit dieser Wahrheit zu schauen, sondern er hat vielmehr allererst ein vorläufiges und geschichtlich bedingtes Wissen von ihr, wie bereits Paulus im Blick auf die «Erkenntnis des göttlichen Glanzes auf dem Antlitz Christi» betont, dass wir den «Schatz» jetzt nur «in zerbrechlichen Gefässen» tragen (2 Kor 4,6–7). Diese für den christlichen Glauben konstitutive Dialektik von «schon» und «noch nicht» hat nun aber zur unabdingbaren Konsequenz, dass der Wahrheitsanspruch des christlichen Glaubens niemals in der Gestalt eines intoleranten und fanatischen Dogmatismus geltend gemacht werden darf, zumal in der geistesgeschichtlichen Situation der Neuzeit, wie der evangelische Theologe Wolfhart Pannenberg mit Recht immer wieder betont hat, das «Bewusstsein von der Vorläufigkeit menschlicher Erkenntnis, das jeden Dogmatismus als unglaubwürdig erscheinen lässt», zu «einer Bedingung der Glaubwürdigkeit von Wahrheitsansprüchen» überhaupt geworden ist. Insofern aber der christliche Glaube aufgrund der ihm eigenen Dialektik von «schon» und «noch nicht» verpflichtet, aber auch imstande ist, die gehaltvolle Idee der Toleranz in sein eigenes Wahrheitsbewusstsein zu integrieren, darf man mit Pannenberg in diesem spezifisch christlichen Wahrheitsbewusstsein sogar ein «zusätzliches Argument für die Wahrheit der christlichen Lehre selber» erblicken.[56] Von daher erweist sich der christliche Glaube schliesslich – jenseits der Skylla wahrheitsvergessener Indifferenz und der Charybdis wahrheitsfanatischer Intoleranz – als ein in höchstem Masse dialogfähiger wie dialogwilliger Glaube.

3. Dialog in der Spannung zwischen Identität und Relevanz

Als zutiefst dialogfähiger Glaube ist er freilich erst recht jener Spannung zwischen Identität und Relevanz ausgesetzt, die seit den siebziger Jahren in der theologischen Diskussion mit dem Stichwort des «identity-involvement-dilemma» verhandelt wird und deren sensible Wahrnehmung die dritte Voraussetzung für das Gelingen eines wahrhaften Dialoges darstellt. Gemeint ist damit, dass der christliche Glaube heute in einer doppelten Krise steht, nämlich einer Relevanz- und zugleich einer Identitätskrise, wobei beide Krisen komplementär miteinander zusammenhängen. Jürgen Moltmann kommt dabei das Verdienst zu, die Komplementarität beider Krisen präzis auf den Begriff gebracht zu haben: «Je mehr Theologie und Kirche in den Problemen der Gegenwart relevant zu werden versuchen, umso tiefer werden sie in eine Krise ihrer eigenen christlichen Identität hineingezogen. Je mehr sie ihre Identität in traditionellen Dogmen, Riten und Moralvorstellungen zu behaupten versuchen, um so irrelevanter und unglaubwürdiger werden sie.»[57] In der Tat lassen sich die meisten Herausforderungen, die in den heutigen Spannungsfeldern zwischen christlichem Glauben und moderner Kultur wie zwischen Kirche und heutiger Gesellschaft virulent sind, als elementare Konfliktsituationen zwischen der Bewahrung der eigenen christlichen Identität und ihrer Bewährung im Dialog der christlichen Kirche mit der heutigen Welt verstehen.

Diese Diagnose enthält in sich aber bereits einen wichtigen Wegweiser zur Therapie. Denn diese kann nur im dialektischen Durchtragen beider Pole dieser elementaren Spannung bestehen: Auf der einen Seite darf der christliche Glaube seine spezifische Identität nicht preisgeben, um in den vielfältigen Dialogsituationen von heute seine Relevanz unter Tatbeweis stellen zu wollen. Denn zusammen mit dem Verlust seiner eigenen Identität würde er sich gerade auch um seine Relevanz bringen. Deshalb kann die Dialogfähigkeit und Dialogwilligkeit der christlichen Kirche keine Relativierung der Wahrheit des Evangeliums bedeuten. Vielmehr muss der christliche Glaube seinen Wahrheitsanspruch immer schon voraussetzen, soll ein Dialog wirklich gelingen können. Denn Wahrheitszeugen können von ihrer Wahrheit nie überzeugt genug sein, wenn sie andere Menschen von der Wahrheit ihrer Botschaft überzeugen wollen. Deshalb ist ein wahrhafter Dialog nur in Treue zur eigenen Identität möglich. Auf der anderen Seite aber darf der christliche Glaube sich auch nicht borniert an seiner Identität festklammern, um sich selber von seiner dialogalen Relevanz zu dispensieren. Vielmehr muss der christliche Glaube sich in seiner Identität auch dialogisch öffnen für die vielfältigen anderen Überzeugungsangebote in der heutigen Welt. Denn allererst im relevanten Dialog mit ihnen wird der Glaube der elementaren Tatsache ansichtig, dass er selber nicht ein sonst nirgendwo in der Welt vorkommender Spezialglaube ist, sondern dass die Glaubenszustimmung der Christen weithin auf eine ähnliche Weise zustandekommt wie bei den Nicht-Christen, nämlich auf dem Wege der Bejahung eines unbedingten Lebenswertes, der sich den Menschen als wahre Berufung ihres Menschseins in der Geschichte erschliesst. Solchen grundmenschlichen «Glauben» muss die christliche Kirche auch bei ihren Dialogpartnern voraussetzen, soll der christliche Glaube nicht sein anthropologisches Fundament, damit freilich auch den wesentlichen Kern seiner Identität verlieren. Und umgekehrt ist die christliche Kirche herausgefordert, den «Glauben» der anderen Menschen in ihr eigenes Wahrheitsverständnis zu integrieren, soll der Glaube der Christen sich selber noch als Glaube in seiner undelegierbaren Identität bejahen können.

Nimmt man in dieser Stossrichtung beide Pole der genannten dialektischen Spannung ernst, erweisen sich Identität und dialogale Relevanz keineswegs als sich gegenseitig exkommunizierende Fremdbestimmungen. Vielmehr fordern und fördern sich beide wechselseitig: Je treuer der christliche Glaube zu seiner einzigartigen Identität steht, desto mehr ist er in der Lage, sich im Dialog zu öffnen für andere Wahrheitsüberzeugungen und sich als für die heutige Lebenswelt der Menschen relevant zu erweisen. Und je relevanter der christliche Glaube sich in den verschiedensten Dialogsituationen der heutigen Welt bewährt, desto mehr eigene Identität muss er einbringen können in den Dialog, und desto mehr Identität wird er freilich auch als grosse Bereicherung zurückgewinnen. Beides vermag aber nur zu gelingen, wenn die christliche Kirche zu einer «Kenosis» ihrer Glaubensidentität in der dialogalen Relevanz bereit ist, wie sie der Philipperhymnus als für die Existenz Jesu Christi exemplarisch beschreibt: «Er war Gott gleich, hielt aber nicht daran fest, wie

[56] W. Pannenberg, Die Religionen als Thema der Theologie. Die Relevanz der Religionen für das Selbstverständnis der Theologie, in: Theologische Quartalschrift 169 (1989) 99–110, zit. 109. Vgl. auch ders., Die Geschichtlichkeit der Wahrheit und die ökumenische Diskussion, in: M. Seckler u. a. (Hrsg.), Begegnung. Beiträge zu einer Hermeneutik des theologischen Gesprächs (Graz 1972) 31–43.

[57] J. Moltmann, Der gekreuzigte Gott. Das Kreuz Christi als Grund und Kritik christlicher Theologie (München 1972) 12.

Gott zu sein, sondern er entäusserte sich und wurde wie ein Sklave und den Menschen gleich. Sein Leben war das eines Menschen» (Phil 2,6–7). In der treuen Nachfolge dieses Grundzuges der Christusexistenz stellt sich schliesslich die kenotische Dialogizität der christlichen Kirche als die höchste Form des Dialoges überhaupt heraus, in der der Glaube seine Identität in der Relevanz unter glaubwürdigen Beweis stellt und im relevanten Dialog seine Identität profiliert.

■ 4. Dia-Logos und Kon-Kurrenz

In der heutigen weltgeschichtlichen Epoche, in der der Dialog zum «obligatorischen Lebensstil» geworden ist[58], ist die christliche Kirche berufen und verpflichtet, ihre in der Herzmitte des eigenen Glaubens verwurzelte Dialogfähigkeit konkret zu bewähren. Soll es dabei aber nicht bei einem blossen *Duolog,* bei einem schiedlich-friedlichen Nebeneinander von zwei verschiedenen Monologen, bleiben, sondern zu einem gemeinsamen und respektvollen *Dialog* kommen, müssen jene Konditionen erfüllt sein, die kurz benannt worden sind. Der eigentliche Ernstfall der christlich-kirchlichen Dialogizität ist damit freilich noch nicht ans Tageslicht getreten. Dieser liegt nämlich nicht auf der Ebene des Dialoges, sondern auf derjenigen der *Dia-Praxis.* Auf jeden Fall vollzieht sich die entscheidende Begegnung der christlichen Kirche mit der heutigen Welt nicht allein auf dem Boden des «dia-legein», des Miteinander-Redens, sondern viel elementarer auf dem Boden des «dia-praxein», des Miteinander-Handelns, beziehungsweise auf dem Boden des «con-currere», des Miteinander-Laufens. Im Unterschied zum geläufigen Sprachgebrauch von heute, in dem mit dem Wort «Konkurrenz» jenes Verhalten der Menschen bezeichnet wird, mit dem sie gegeneinander rennen und sich dabei möglicherweise gegenseitig das Bein stellen, bedeutet *Kon-Kurrenz* im ursprünglichen Wortsinn das Miteinander-Laufen, weshalb der Apostel Paulus den Wettlauf als sprechendes Bild für die christliche Existenz im Alltag der Welt verwenden kann.

Damit bringt Paulus zugleich zum Ausdruck, dass der eigentliche Härtetest der Dialogfähigkeit der christlichen Kirche noch nicht im Dialog an sich besteht, sondern erst in der Kon-Kurrenz in der konkreten Praxis des Glaubens in der Welt. Denn Konkurrenz erweist sich als die praktische Dimension des Dialoges, worauf der johanneische Jesus selber in seinen Abschiedsreden unmissverständlich hinweist: «Glaubt mir doch, dass ich im Vater bin und dass der Vater in mir ist; wenn nicht, glaubt wenigstens *aufgrund der Werke!* Amen, amen, ich sage euch: Wer an mich glaubt, wird die Werke, die ich vollbringe, auch vollbringen, und er wird noch grössere vollbringen, denn ich gehe zum Vater» (Joh 14,11). Vertrauen Christen dieser Verheissung Jesu Christi, wird es sich für sie von selbst verstehen, dass noch nicht der argumentative «Wettbewerb» im Dialog, sondern erst der «Wettlauf» der «Glaubensfüsse» in der Kon-Kurrenz der Hoffnungen jene entscheidende Antwort auf den mit dem spannungsvollen Verhältnis «Evangelium und Dialog» artikulierten Glaubwürdigkeitstest der christlichen Kirche in der heutigen Welt darstellen wird. *Kurt Koch*

Unser Mitredaktor Kurt Koch ist Professor für Dogmatik und Liturgiewissenschaft an der Theologischen Fakultät Luzern

[58] R. Friedli, Zwischen Himmel und Hölle – Die Reinkarnation. Ein religionswissenschaftliches Handbuch (Fribourg 1986) 100.

24. Sonntag im Jahreskreis: Lk 15,1–32 (15,1–10)

■ 1. Kontext und Aufbau

Die neuen szenischen Einleitungen in 15,1 und 16,1 markieren jeweils eine Zäsur und verweisen so auf die Absicht des Evangelisten, 15,1–32 als eine thematische Einheit darzustellen. Die Einleitung (15,1–2) ist den drei Gleichnissen vom Verlorenen (15,3–7.8–10.11–32) vorangestellt. Im ersten und im zweiten Gleichnis stehen jeweils das Gleichnis (15,3–6, bzw. 15,8–9) der Nutzanwendung/dem Transfer (15,7, bzw. 15,10) gegenüber. Das dritte Gleichnis überlässt die Anwendung dem Leser/Hörer der Erzählung. Es gliedert sich in die Darstellung des jüngeren Sohnes (15,11–20a), sodann die Präsentation des Vaters (15,20b–24) und in die Charakterisierung des älteren Sohnes (15,25–32). Alle drei Aktanten werden durch ihr Handeln (und Sprechen) beschrieben.

■ 2. Aussage

Die Szenerie wird 15,1–2 mit besonderer Akzentsetzung dargestellt. Das Subjekt erscheint ausgeweitet («alle...»); «Zöllner und Sünder» ergänzen, bzw. interpretieren einander (vgl. 5,30; 7,34, sachlich erläuternd 18,9–14). Der Beweggrund kennzeichnet diese Menschen als solche, die auf Jesus ausgerichtet sind. Hören auf Jesus/auf sein Wort (oder ähnlich) ist für Lukas eine bedeutsame Charakterisierung für (beginnende) Nachfolge (vgl. 5,1.15; 6,18; 10,39). Die Reaktion der Gegner Jesu (15,2) ist in der Gruppe der Pharisäer und Schriftgelehrten typisiert. Ihr Vorwurf ist zweiteilig und in steigernder Abfolge vorgetragen: Die Offenheit Jesu gegenüber Sündern gipfelt in der Bereitschaft zur Tischgemeinschaft mit ihnen. 5,27–32 könnte als Illustration dienen. Mit dieser Einleitung ist die Stossrichtung der nachfolgenden Gleichnisse aufgezeigt. Den Zöllnern und Sündern, die Jesus hören wollen, stehen Pharisäer und Schriftgelehrte gegenüber, die sich von solchen Menschen abgrenzen wollen, anstatt mit ihnen Gemeinschaft einzugehen. Beide Gruppen sind also Adressaten der folgenden Gleichnisse (vgl. 15,3).

In die Bildgeschichte werden die Zuhörer unmittelbar miteinbezogen. Die dramatische Situation und die gefolgerte Reaktion sind als Frage an die Umstehenden (15,4–5) gerichtet. Der Aufbau des griechischen Textes lässt eine zustimmende Antwort erwarten. Dennoch erscheint die vorgeschlagene Handlungsweise paradox: 99 Schafe werden wegen eines von ihnen zurückgelassen, verschärfend ist als ihr Aufenthaltsort die Wüste genannt. Dies gilt, bis das eine gefunden ist, also ohne konkrete zeitliche Begrenzung. Die Frageform des Textes bezieht sich auch auf das gute Ende der Geschichte (15,6) – womit die mögliche Identifikation der Zuhörenden gesteigert wird. Die positiv freudige Reaktion wird mit anderen geteilt; das Schaf wird nicht gescholten, sondern heimgetragen. Was überwiegt, ist die Freude über das eine Schaf. «Verlieren» und «(wieder)finden» prägen hier (15,6) und im Folgenden stichwortartig den Ablauf. Auch hierin wird Zustimmung seitens der Umstehenden erwartet. Angesichts des Paradoxen kann dies jedoch nur mittels der Autorität des Gleichniserzählers gefordert werden.

Vor diesem Hintergrund ist auch die Umsetzung des Gleichnisses zu verstehen (15,7). Die Einleitung signalisiert den Transfer vom Bild in die Sachebene. Auch dieser ist anders als erwartet: Die Freude über einen Sünder überwiegt jene über 99 Gerechte, die der Umkehr nicht bedürfen, die der Sünder tut. Die Gerechten werden nicht kritisiert; aber sie sind auch nicht Gegenstand der Freude. Dieser Transfer ist vor dem Hintergrund von 15,1–2 zu deuten. Die Zöllner und Sünder, die Jesus hören wollen, signalisieren damit ihre Bereitschaft zur Umkehr. Mit ihnen pflegt Jesus Gemeinschaft. Für die abgrenzende Haltung der Pharisäer und Schriftgelehrten ist kein Platz. Dies ist zwar paradox für sie, entspricht aber der Handlungsweise des Gottes Jesu.

Das Gleichnis von der verlorenen Drachme (15,8–10) schliesst ohne Überlei-

tung an. Erneut ist die gesamte Bildhälfte (15,8–9) in der Frageform formuliert, welche eine zustimmende Antwort erwartet. Das Gleichnis erweist sich als erzählerische Variation des ersten Gleichnisses. Zahlreiche Entsprechungen verdeutlichen dies. Die inhaltlichen Abweichungen sind themenbedingt. Zusätzlich wird präzisiert: Die Frau sucht «unermüdlich» bis zum erhofften Erfolg. Stärker ist das Geschehen auf die Frau zurückbezogen: Sie hat die Drachme verloren, sie hat sie auch gefunden. Der angegebene Verlust ist erheblich (eine Drachme entspricht dem Tageslohn eines Arbeiters), der Verhältnisrahmen auf 10 zu 1 verkleinert. Der Transfer orientiert sich am Grundduktus von 15,7, ist aber auf die Umkehr des Sünders konzentriert; andere kommen nicht in den Blick.

Das dritte Gleichnis ist durch eine neue Redeeinleitung abgehoben (15,11). Das Gleichnis ist nicht durch die Frageform, sondern im Erzählstil eröffnet. Damit unterbleibt auch der unmittelbare Einbezug der Zuhörer. Der Hinweis auf zwei Söhne ist als positive Aussage zu werten: Der Mensch, von dem die Rede ist, war nicht kinderlos. Er hatte zwei Mitarbeiter und Erben. Durch die Bitte des jüngeren Sohnes erhält die Erzählung erstmals Dramatik. Eine Erbteilung zu Lebzeiten des Vaters ist möglich und nicht ungewöhnlich. Insofern ist die Aussage zunächst noch wertneutral. Knapp wird erwähnt, dass der Vater der Bitte des Sohnes entspricht. Eine Reaktion des älteren Sohnes ist nicht vermerkt. Erst die 15,13 erzählte Verwendung seines Erbteils wirft auf den Sohn ein betreffendes Licht. Sein Lebensstil ist heil-los – Einzelheiten dazu vermutet erst der ältere Sohn (vgl. 15,13) –; er verliert nicht nur einen Teil seines Vermögens, sondern alles. Mit dem Aufbruch in ein fernes Land verlässt er nicht nur den Bereich der väterlichen Hoheit, sondern auch den jüdischen Kontext (vgl. 15,16). Die eintretende Not (15,14–16) kontrastiert die frühere verschwenderische Lebenssituation des jüngeren Sohnes. Seine Annäherung an einen Heiden und seine Sehnsucht nach Schweinefutter charakterisiert seinen erbärmlichen Zustand. Gerade letzteres erscheint im jüdischen Kontext als die Summe des Negativen.

Die erfahrene Not leitet die Umkehr ein (15,17). Im inneren Monolog setzt der Sohn nicht eine Beziehung zwischen sich und dem zweiten Sohn seines Vaters, sondern zu dessen Taglöhnern. Das erfahrene Schicksal führt zur Erkenntnis des Guten, das der Sohn beim Vater hatte. Das einsichtige Bekenntnis des Sohnes gilt sowohl Gott als auch dem Vater gegenüber (15,19). Aus seiner Sicht hat er die Sohnschaft verwirkt. Da er sein Erbteil erhalten hatte, bleibt ihm die Stellung als Taglöhner, um die er nun bitten will. Was zunächst als Absicht formuliert ist, setzt der Sohn in die Tat um (15,20a).

Vom Vater werden in umittelbarer Folge bedeutsame Aussagen gemacht (15,20b): Sehen, Mitleid haben, entgegenlaufen, umarmen, küssen. Damit ist nonverbal ein unerwartetes Stimmungsbild skizziert, das mit Kuss und Umarmung zugleich die Absicht der Versöhnung signalisiert (vgl. 2 Sam 14,33). Der Sohn formuliert zwar wie beabsichtigt sein Bekenntnis (15,21, vgl. 15,18b–19), aber die Reaktion des Vaters geht darüber hinaus. Seine Anweisungen an die Knechte (15,22–23) bringen die Absicht zum Ausdruck, den Sohn in die alten Rechte wieder einzusetzen: Festgewand, Sandalen und Ring kennzeichnen die soziale Stellung, die sich von den Taglöhnern abheben soll. Die Selbstanklage des Sohnes wird nicht akzeptiert; durch die Gesten wird vielmehr verdeutlicht: du bist mein Sohn. Das Schlachten des Mastkalbes (15,23) unterstreicht das Übermass der erneuten Zuwendung und den Anlass zur Freude. Dieser wird 15,24 in einer zweifachen Gegenüberstellung begründet, die chiastisch angeordnet ist. Darin werden das verschwenderische Leben des Sohnes und seine Umkehr («verloren» – «gefunden») metaphorisch mit Tod und Leben gleichgesetzt. Die erste Deutung stellt zugleich einen Bezug zu den zuvor erzählten Gleichnissen her (vgl. 15,6.9).

15,25 wird erstmals nach 15,11 der ältere Sohn erwähnt. Mit seiner Tätigkeit ist er positiv in die Erzählung eingeführt. Was im Hause geschieht, ist für ihn überraschend (vgl. 15,26). Die Antwort des befragten Knechtes fasst 15,22–24 zusammen und interpretiert zugleich die Freude des Vaters. Dabei setzt er den jüngeren Sohn unmittelbar zum Fragesteller in Beziehung («dein Bruder...»). Die Haltung des älteren Sohnes drückt nonverbale Ablehnung aus (15,28a), als Motiv dafür ist an das Mastkalb zu denken. Wie der Vater dem jüngeren Sohn entgegengegangen war (vgl. 15,20), so geht er nun zum älteren vor das Haus. Die Rede des Sohnes (15,29–30) enthält keine Anrede an den Vater (anders als 15,21). Sie vermerkt die eigene Fehlerlosigkeit und tadelt den Vater wegen seines Verhaltens gegenüber dem Bruder, der distanziert als «dein Sohn» bezeichnet wird. Dabei rechtet der Sohn mit dem Vater nach dem Lohnprinzip. Aus seiner Sicht stimmen Leistung und Gegenleistung im Vergleich mit dem Bruder nicht überein.

Der Vater eröffnet seine Antwort (15,31–32) mit der Anrede «Kind» und überwindet so die Distanziertheit. Er verweist auf die ständige, ungebrochene Gemeinschaft mit dem Sohn. Deswegen ist dort Freude notwendig, wo diese Gemeinschaft gestört war. In der Begründung ist 15,24 wörtlich aufgegriffen. Allerdings wird der jüngere Sohn durch die Bezeichnung als «dein Bruder» in unmittelbare Beziehung zum älteren gerückt. Die Argumentation des älteren Sohnes wird nicht widerlegt, aber als deplaziert eingestuft, da sie am Anliegen und an der Denkart des Vaters vorbeigeht.

Mit der (wiederholten) Begründung des Vaters für sein Handeln bricht der Text ab. Es bleibt offen, ob der ältere Sohn zum Festmahl geht. Ebenso enthält sich der Erzähler eines Transfers (wie bei den zwei voranstehenden Gleichnissen). So bleibt der Ausgang der Erzählung als Anfrage an die Zuhörenden, die somit um so dringlicher dazu genötigt sind, sich im jüngeren oder im älteren Sohn wiederzuerkennen (vgl. 15,1–21).

■ 3. Bezüge zu den Lesungen

Die erste Lesung (Ex 32) verweist auf die Bereitschaft Gottes, auf die Umkehr der Menschen einzugehen. Die zweite Lesung (1 Tim 1) präsentiert als Beispiel für den umgekehrten Menschen den Apostel Paulus in der Darstellung des pseudepigraphischen Verfassers.

Walter Kirchschläger

Kirche in der Schweiz

Ein neuntes Semester für den St. Galler Seelsorgerat

Um am 1. Juli 1992, gleichzeitig mit dem neugeordneten Priesterrat und dem Start des neugeschaffenen Rates der hauptamtlichen Laientheologen und gestützt auf die auf denselben Termin vorgenommene Neueinteilung der Dekanate, die neue Amtsperiode im Seelsorgerat beginnen zu können, hat Bischof Otmar Mäder rechtzeitig im vergangenen Jahr die Amtszeit des im Herbst 1987 gewählten Seelsorgerates um ein halbes Jahr verlängert. In dieser Periode ist der Rat noch zweimal zusammengetreten.

■ **Die Pfarreien für die Katechese sensibilisieren**

An einer ersten Tagung im Februar in Bazenheid befasste sich der Rat ähnlich, wie er es schon einmal, 1978, allerdings in anderer Zusammensetzung, getan hatte, mit dem weiten Problem des Religionsunterrichtes. Die von Diözesankatechet Philipp Hautle vorgetragene Einleitung hat rasch gezeigt, dass in den dreizehn seither verflossenen Jahren eine grosse Entwicklung vor sich gegangen war. Der Seelsorgerat selber hatte übrigens an seiner Novembertagung 1991 gewünscht, die Thematik Katechese wieder aufzunehmen.

An diesen Wunsch hat Philipp Hautle angeknüpft, als er in seinem einführenden Referat unterstrich, dass der Missionsauftrag der Kirche nicht einfach delegiert werden kann. An vielen Orten werde heute die Frage erörtert, ob es angesichts der wachsenden Zahl von nicht interessierten Christen noch sinnvoll sei, die Schüler klassenweise auf den Empfang der Sakramente vorzubereiten. Dabei spüre man gerade im Kanton St. Gallen sowohl bei den staatlichen Behörden wie bei den Lehrern grosses Verständnis für den Auftrag der Kirche, in der Schule mitzuwirken. Andererseits habe er (Hautle) das Empfinden, dass manche Pfarrei, auch Seelsorgeteams, sich zu wenig mit der Thematik Katechese auseinandersetzten.

Dass es allerdings auch wertvolle positive Erfahrungen gibt, machte Elisabeth Lehner-Mattes in ihrem Bericht aus der Kommission für den Religionsunterricht in der Pfarrei Rorschach deutlich. Sie führt mit den vollamtlichen und den nebenamtlichen Katecheten Gespräche, nimmt sich anfallender Probleme an, vermittelt, wo nötig, und hilft, wo Hilfe gefragt ist. Die Gespräche werden in voller Offenheit geführt. Ein Grundlagenpapier regelt die Kompetenzen und umschreibt die Aufgaben dieser Kommission.

Die vorgetragene Idee hat im Seelsorgerat gestochen. Verschiedene Votanten traten dafür ein, sie möge gerade in kleineren Pfarreien Nachahmung finden. Es könnte auch eine Gruppe aus dem Pfarreirat sich in besonderer Weise des Religionsunterrichtes annehmen, damit nicht immer der Pfarrer alles allein machen muss. Nur so kann die Gesamtverantwortung der Pfarrei für die Katechese wahrgenommen werden.

Bischof Otmar Mäder unterstrich seinerseits die Bedeutung der Sensibilisierung der ganzen Pfarrei für die Weitergabe des Glaubens. Er dankte für das grosse Engagement, das heute bereits an vielen Orten geschieht und das er auf der Firmreise immer wieder feststellen darf.

Bis zur Weiterbehandlung des Themas im neuen und erneuerten Seelsorgerat wird die Katechetische Arbeitsstelle des Bistums das von zahlreichen Votanten eingebrachte Material sichten und zu einer neuen Grundlage verarbeiten, aus der heraus neue Animation geschehen kann.

■ **Rückblick auf viereinhalb fruchtbare Jahre**

Zur letzten Zusammenkunft wurde in den Lehmen ob Weissbad eingeladen. In gemütlicher Bergrestaurantatmosphäre, vor dem Hintergrund innerrhodischer Gastfreundschaft der Wirtefamilie Hermann Müller-Moser, wurde Rückschau gehalten auf die lange Amtsperiode 1988/92. Verschiedene ausscheidende und wiederkehrende Ratsmitglieder äusserten sich zu ihren Erfahrungen, erinnerten an freudvolle Höhepunkte, zeigten aber auch, wo Erwartungen nicht erfüllt wurden, wo Zeitknappheit oder die Vielschichtigkeit eines Themas ein Zuendeberaten verunmöglicht hatten. Generell etwas vermisst wurde die «Nacharbeit». Bischof Otmar Mäder konnte aber aufzeigen, dass in vielen Fällen die Frucht der Arbeit in diesem Rat ganz anderswo geerntet werden konnte. Mit anerkennenden Worten dankte er für die loyale Zusammenarbeit und die wertvolle Unterstützung, die ihm und den übrigen Mitgliedern der Bistumsleitung zuteil wurde. Er habe viel vom Leben im Rat gespürt, Leben im Sinne von echter Mitsorge und Mittragen. Das Klima sei stets offen gewesen; bei aller Verschiedenheit der Personen und der Meinungen habe man in einer Atmosphäre der Gemeinschaft sprechen und debattieren können. Besonders dankte der Bischof der Präsidentin Hanni Aschmann-Lier, Neu St. Johann, welche es trefflich verstanden hat, eine straffe Führung mit fraulichem Charme zu verbinden und immer auch das religiöse Moment in die Sitzungen einzubringen.

Auch Domdekan Dr. Ivo Führer, der von allem Anfang an dabei war, hielt Rückschau. In der Anfangszeit des Seelsorgerates, unmittelbar an die Synode 72 anschliessend, habe es mehr Fragen gegeben, auf die man eine konkrete Antwort erteilen konnte. Heute ist das nicht mehr im gleichen Ausmass der Fall. Sicher ist jedoch, dass durch die Arbeit des Seelsorgerates in den Pfarreien das diözesane Bewusstsein gewachsen ist. (Man darf nicht vergessen, dass bedeutende Teile des heutigen Bistums St. Gallen, das noch nicht einmal 150 Jahre alt ist, früher zur Diözese Konstanz oder zum Bistum Chur gehört haben oder dann eben «Untertanen» des Klosters St. Gallen waren.)

Bevor man zur Eucharistiefeier in der prächtig gelegenen Ahornkapelle aufbrechen konnte, überbrachte Franz Sutter, Brülisau, die Grüsse der katholischen Kirchgemeinden von Appenzell-Innerrhoden. Zuvor hatte Pfarrer Reto Camenisch, Schwende, die Pfarrei vorgestellt. Sie umfasst das ganze Säntisgebiet mit den Berggipfeln und Alpen und den Kapellen im Wildkirchli, auf der Seealp und auf der Meglisalp. Im Gottesdienst in der Ahornkapelle, dem sich einige Wallfahrer und Bergwanderer angeschlossen hatten, deutete Bischof Otmar Mäder die gegenwärtige Situation der Kirche. Trotz aller Wolken am kirchlichen Himmel geschehe durch weibliche und männliche Tabitas unermesslich viel Gutes, das man nicht übersehen dürfe. Das gebe immer Mut und Kraft.

Mit einem durch hervorragend zubereitete Appenzeller-Spezialitäten gekennzeichneten Mittagsmahl endete die Zusammenkunft und damit die Amtsperiode. Diese lockere Art, verbunden mit einer Wanderung und einer kleinen Wallfahrt, hat allgemein ein gutes Echo ausgelöst. Den Organisatoren Josef Cajochen und Werner Kamber sei auch an dieser Stelle herzlicher Dank ausgesprochen. *Arnold B. Stampfli*

Arnold B. Stampfli ist Informationsbeauftragter des Bistums und des Katholischen Konfessionsteils des Kantons St. Gallen

Neue Hoffnung auf einen synodalen Prozess?

«Der Kirche in der Schweiz wünsche ich ein offenes Herz und weit geöffnete Augen, die es ihr ermöglichen, in dieser Welt, die sich stets mehr in Bewegung befindet, für die Einheit des Glaubens in der Verschiedenheit der Kulturen einzusetzen. Als Mitglied einer Minderheit, die oft über die Grenzen schaut, hoffe ich dazu beizutragen, die Horizonte der PPK weit zu halten.» In dieser Stimme aus dem Tessin äussert sich der Tenor der Wünsche und Engagements, welche die Pastoralplanungskommission an ihrer 54. Plenarversammlung vom 12./13. Mai 1992 in Sitten in Form von «Bausteinen» spontan zusammentrug.

Sich öffnen für Gottes Geist, aufeinander hören, einander vertrauen, miteinander reden und lernen, beten, das Evangelium leben, mit-denken und mit-gestalten, Verantwortung tragen, Mut haben für Experi-

mente, Hoffnung ausstrahlen, Brücken bauen...: Das erhofft und wünscht sich die um neun Mitglieder (wovon 6 Frauen) erneuerte Pastoralplanungskommission zu Beginn ihrer 7. Amtsperiode für die Kirche in der Schweiz – und sieht darin ihren Beitrag, den sie als Beratungsgremium der Schweizer Bischofskonferenz leisten möchte.

■ 1987–1995: Von der Idee zum Projekt

Die Idee entstand 1987, hiess «Tagsatzung» und wurde lanciert von Leo Karrer, Professor für Pastoraltheologie an der Universität Freiburg i. Ü. Die Pastoralplanungskommission (PPK) nahm sie auf und entwickelte einige Modelle. «Tagsatzung» wurde zum Thema verschiedener kirchlicher Verbände und Gruppierungen, die sich für eine baldige Realisierung der Idee aussprachen. Eine «Durststrecke» folgte. Dennoch blieb das Anliegen auf der Tagesordnung der PPK festgeschrieben. 1991 veröffentlichte Leo Karrer ein «Erneutes Plädoyer für eine ‹Tagsatzung› der Katholiken und Katholikinnen in der Schweiz».

Inzwischen entstand in der PPK ein Projektvorschlag in Umrissen unter dem vorläufigen Arbeitstitel *«Versammlung der Schweizer Katholikinnen und Katholiken (Assemblée des catholiques suisses)»*. Die Projektskizze bildete den Schwerpunkt der PPK-Sitzung in Sitten, wo sie in Gruppen und im Plenum eingehend diskutiert wurde. Im wesentlichen ging es um die Frage der Vorbereitung und Durchführung dieses Projekts: Welche Schritte und Etappen braucht es, damit diese gesamtschweizerisch konzipierte Versammlung im Jahr *1995* – 30 Jahre nach dem Konzil und 20 Jahre nach der Synode 72 – durchgeführt werden kann? Die PPK wurde sich bewusst, dass die Vorbereitung dieser Versammlung auf den verschiedenen Ebenen des kirchlichen Lebens in gemeinsamer Reflexion und Diskussion geschehen muss, kurz als *synodaler Prozess.* Dieser ist ebenso wichtig, wenn nicht entscheidender als die Versammlung selbst, an der einerseits die Ergebnisse des Prozesses vorgelegt und andererseits Kirche als Gemeinschaft erlebt und gefeiert werden sollen.

Bis dieser synodale Prozess anlaufen kann, sind noch verschiedene Hürden zu nehmen. Sobald die Projektskizze genauer ausgearbeitet ist, soll sie den Bischöfen zur Genehmigung unterbreitet werden. Als Verantwortlicher für das Ressort Pastoralplanung in der Bischofskonferenz anerbot sich Bischof Otmar Mäder, die Projektskizze bereits im Juni seinen Mitbrüdern im Amt zur Anregung eines ersten Gedankenaustausches vorzulegen (was laut Presse-Communiqué auch geschehen ist).

■ PPK-Arbeitsgruppen

Ein guter Teil der PPK-Arbeit geschieht in den Arbeitsgruppen, über die jeweils an der Plenarversammlung Bericht erstattet wird. Als Expertengremium prüft die AG 3 «Mitfinanzierung» finanzielle Gesuche kirchlicher Projekte, Werke und Institutionen. Die AG 2 «Prospektive» setzt sich eingehend mit der Frage der Evangelisierung in unserm Land auseinander, dies vor dem Hintergrund der Ergebnisse der Nationalfonds-Studie zur religiösen und weltanschaulichen Situation der Schweizer Wohnbevölkerung. Die aus den siebziger Jahren stammenden Richtlinien zur Anstellung von Pfarreisekretärinnen werden von der AG 35 gründlich überarbeitet.

Erstmals gibt es zwei Arbeitsgruppen, in der die PPK mit je einer andern bischöflichen Kommission zusammenarbeitet. Dem dringenden Wunsch der gesamtschweizerischen Tagung der Seelsorgeräte («Interdiözesane Koordination») entsprechend, erarbeiten Mitglieder aus der PPK und der Schweizerischen Kommission für Ehe und Familie Impulse und Anregungen für den verstehenden, mitfühlenden und pastoralen Umgang mit Geschiedenen und Wiederverheirateten nach Scheidung.

Das auch gesamtgesellschaftlich aktuelle Problem der freiwilligen oder ehrenamtlichen Tätigkeit wird für den kirchlichen Bereich gemeinsam von PPK und Kirchlicher Frauenkommission bearbeitet.

■ Tourismuspastoral in Verbier und Zermatt

Wenn möglich sucht die PPK im Rahmen ihrer Plenarversammlungen mit der pastoralen Situation vor Ort in Kontakt zu kommen. Der Tagungsort im Wallis bot den willkommenen Anlass, sich über die Tourismus- und Freizeitpastoral in der Diözese Sitten informieren zu lassen. Die hauptamtlichen Seelsorger von Verbier und Zermatt, Chanoine Louis-Ernest Fellay und Pfarrer Gervas Studer, schilderten auf je persönliche Weise, wie sie sich sommers und winters mit ihren Pfarreien auf die Gäste einstellen, sie empfangen und für sie da sind. Von Seelsorger und Pfarrei wird erwartet, dass sie grundsätzlich einladend sind und auf die Bedürfnisse sowohl der Touristen wie auch der mehrheitlich ausländischen Angestellten einzugehen versuchen. Nicht zu unterschätzen sind auch die Beziehungen zu den Hoteliers und Geschäftsleuten.

Die Seelsorger erleben häufig, dass Menschen in ihre Ferien offener sind und (gerade in der Sommerpause) Zeit zur Besinnung oder zu einem Gespräch finden. An Tourismusorten kann es, wie Pfarrer Studer bemerkte, zur gemeinsamen Erfahrung werden, dass alle Menschen auf dem Weg sind, wenn auch nicht alle gleich weit. Dass die Bergwelt, ja selbst die Skipiste, ein Ort pastoraler Begegnung sein kann, zeigte Chanoine Fellay mit seinen herrlichen Dias und dem «Gebet des Skifahrers» (Prière du skieur), das er als Postkarte mitbrachte.

Abschliessend ergänzte Bernard Paccolat, Beauftragter für Tourismus- und Freizeitpastoral im französischsprachigen Teil der Diözese, die Ausführungen mit einigen Überlegungen zu den «Sendepfarreien», zum Beispiel in den Städten und Ortschaften, aus denen viele übers Wochenende in ihre Ferienwohnungen ausziehen. Zu leicht übersehen wir, dass wir selber oft auch zu den Touristen gehören – sei es am Wochenende oder in den Ferien – und ebenso wie die Gemeindeglieder der «Empfangspfarreien» (Tourismusorte) der Sensibilisierung und Vorbereitung bedürfen, wenn wir in der freien Zeit ganzheitliche Erholung finden möchten.

Paul Stadler

Der promovierte Theologe Paul Stadler ist Mitarbeiter des Schweizerischen Pastoralsoziologischen Instituts St. Gallen (SPI), das der Pastoralplanungskommission der Schweizer Bischofskonferenz (PPK) das Sekretariat führt

Die Glosse

«Wohin soll ich mich wenden, wenn...»

...wenn ich auch nicht mehr weiss, was ich sagen soll? Und da ich in diesem Fall vermutlich nicht der einzige bin, dem es so ergeht, wende ich mich mit meinem Notschrei an die offizielle «Schweizerische Kirchenzeitung». Es geht um die erste Ehe der Prinzessin Caroline von Monaco. Bevor ich vor fünf Wochen ins Lager ging, telefonierten mir liebe Bekannte, denen wegen einer geschiedenen Ehe eine kirchliche Trauung versagt ist: «So, jetzt gibt's ja für uns wohl auch eine Lösung, wenn's für die Caroline gegangen ist!» «Was ist gegangen?» «Ja, die Annullierung der ersten Ehe, weisst Du nichts davon?» Nein, ich wusste nichts, da ich nicht zu den Lesern der grössten schweizerischen Ta-

geszeitung gehöre. Aber nachdem mich die beiden mit den einschlägigen Blick-Beiträgen dokumentierten, weiss ich es auch, schwarz auf weiss, dass Carolines erste Ehe von der Sacra Rota im Vatikan zu Rom annulliert worden sein soll. In meinem Innersten hatte ich mir schon seit einiger Zeit überlegt, was wohl passieren würde, wenn das einträte, was nun eingetreten ist. Als Seelsorger in einer grossen Pfarrei bin ich ja seit jeher mit dem Problem konfontiert, welches Geschiedene mit unserer Kirche haben, und wie oft habe ich gehört: «... aber wenn es dann bei der Caroline geht, dann werde ich meine Konsequenzen ziehen.» Nun *ist* es gegangen und Konsequenzen *werden* gezogen: Nach meinen Ferien liegen bereits zwei Kirchenaustritte auf meinem Schreibtisch: «Der Antrag, der Prinzessin Caroline von Monaco, ihre erste Ehe durch den Vatikan zu annullieren, wurde für mich zum Test. Der Papst und die katholische Kirche hat ihn nicht bestanden und somit gebe ich per sofort den Austritt...», steht im ersten Brief, und im zweiten kommt die Tragik noch deutlicher zum Vorschein: «Ich war 25 Jahre verheiratet mit einem geschiedenen Mann. Unsere Ehe wurde von Ihrer Kirche nicht anerkannt. Mit diesem Schritt (Annullierung der Ehe der Prinzessin Caroline) haben Sie deutlich gemacht, dass Sie unterscheiden zwischen Arm und Reich.»

Durch das grossgeschriebene «Sie» im zweiten Brief wurde mir zusätzlich bewusst, dass mich diese Frau mitverantwortlich macht für das, was da die Sacra Rota entschieden hat. Ehrlich, dieser Vorwurf macht mir jetzt doch etwas aus, da ich die Argumente der Frau wirklich viel besser verstehen und teilen kann als den römischen Entscheid. Aber wenn ich dann schon Mitverantwortung tragen muss, will ich auch wissen, mit welchen Argumenten die Sacra Rota die Ungültigkeit der ersten Ehe Carolines begründet hat. Antwort auf diese Fragen erwarten auch Tausende von Frauen und Männern, die in einer Zweitehe ohne kirchliche Anerkennung leben (müssen), und sie richten ihre Fragen und Vorwürfe nicht direkt an die «höheren kirchlichen Instanzen», sondern an ihre Seelsorger. Als solcher fühle ich mich zurzeit unerhört schlecht bedient mit notwendiger Information. Da für mich Auflagenstärke einer Tageszeitung noch kein Garant für die Wahrheit des Inhalts ist, suchte ich nach ergänzenden Informationen und fand keine, auch nicht im Forum und nicht in der Kirchenzeitung. Kein klärender Brief vom bischöflichen Ordinariat und kein Wort an der inzwischen ja auch stattgefundenen Pressekonferenz der Schweizer Bischofskonferenz. Offenbar sind Hierarchie-Probleme im Moment unserer Kirche wichtiger als ein ungelöstes Ärgernis für ungezählt viele Frauen und Männer. Mir persönlich stieg sogar der Verdacht auf, ob vielleicht sogar der Termin knapp vor dem Sommerurlaub nicht darum so gewählt worden sei, dass man über etwas Peinliches ohne grossen Aufruhr und schnell hinwegkomme... Entschuldigung für solch böse Gedanken, aber nicht selten werden halt fehlende Informationen durch phantasievolle Vermutungen ersetzt. Aber sicher verstehen Sie, liebe Leserinnen und Leser, jetzt auch meinen Titelnotruf besser: «Wohin soll ich mich wenden, wenn...»

Andreas Burch

Andreas Burch ist Pfarrer von Kloten

Berichte

Männerorden in der Schweiz

Am 23./24. Juni 1992 fand im Bildungshaus Bad Schönbrunn, Edlibach, die ordentliche Generalversammlung der Vereinigung der Höhern Ordensobern der Schweiz (VOS) statt. Als Gäste nahmen Weihbischof Martin Gächter und Vertreterinnen der Frauenorden und religiösen Frauengemeinschaften der Schweiz teil.

Die Vertreter der 38 in der VOS zusammengeschlossenen Ordensgemeinschaften warfen zuerst einen Blick zurück auf das vergangene Geschäftsjahr an Hand des Tätigkeitsberichtes des Präsidenten Br. Paul Hinder OFMCap, Luzern, und verschiedener Kurzberichte. Sodann hatten die Teilnehmer Gelegenheit, sich bei Weihbischof Martin Gächter und untereinander zu informieren über aktuelle Probleme der Kirche. Die aufgeworfenen Fragen betrafen unter anderem die Bischofssynode 1993 über die Rolle der Ordensleute in Europa; Ordens- und Priesterberufungen im Erwachsenenalter; die Weiterführung des 3. theologischen Bildungsweges ab Herbst 1993; kirchenrechtliche Übergriffe vom Ordinariat Chur aus; der Pflichtzölibat der Priester; Eugen Drewermann und die abnehmenden Eintritte in die Priesterseminare; Einsatz von Ordenspriestern in priesterlosen Pfarreien; die Arbeitsstelle «Information kirchliche Berufe (IKB)».

Als Studienthema für das Jahr 1992–1993 schlug die Pastoralkommission der VOS den Themenkreis «Frau/Orden/Kirche» vor. Die Generalversammlung genehmigte dieses Thema. Sie beschloss sodann, die IKB weiterhin mit freiwilligen Gaben zu unterstützen, das Experiment der Informationsstelle 3. Welt bis 1994 weiterzuführen, die Herausgabe eines Mitteilungsblattes der Orden in der Schweiz in die Wege zu leiten. In der letzten Sitzung wurden die notwendigen Ersatzwahlen in den Vorstand und die Pastoralkommission vorgenommen und die Jahresrechnung 1991 sowie das Budget 1993 oppositionslos verabschiedet.

Das gemeinsame Beten und Feiern und die ausgesprochene Dialogfähigkeit der Teilnehmer ermöglichten es, die Zusammenkunft als echte Bereicherung zu erfahren.

Anschliessend an die Generalversammlung fand der Studientag der VOS statt. Eingeladen waren die Obern und ihre Ökonome. Der Studientag unter dem Thema «Geld und Ethik» wurde organisiert und geleitet von Dr. Pier-Luigi Giovanni und Beat Zaugg vom «Info-Center für verantwortliche Geldanlagen», Freiburg i. Ü.

Paul Vollmar

Hinweise

Die Schweiz vor Europa

Mit der dritten Sonderausstellung und der sie begleitenden Veranstaltungsreihe im Rahmen der «700 Jahre Schweizerische Eidgenossenschaft» bietet sich das Schweizerische Landesmuseum als ein Forum der Zeitgeschichte an. Unter dem Titel *«Sonderfall? Die Schweiz zwischen Réduit und Europa»* lädt die Ausstellung zu einem Gang durch die Geschichte der Schweiz vom Zweiten Weltkrieg bis in die Gegenwart ein. Dokumente, Möbel und Alltagsgegenstände widerspiegeln zusammen mit Bildern, Skulpturen und Fotografien von wichtigen Schweizer Künstlerinnen und Künstlern die gesellschaftliche Realität des letzten halben Jahrhunderts, das in der Ausstellung in drei Zeit-Räumen untergebracht ist: 1. Die dreissiger und vierziger Jahre in der Spannung von «Igel Schweiz – Asylland Schweiz», 2. Die fünfziger und sechziger Jahre im Widerstreit von «Demokratie und Freiheit – Ausgrenzung und Diskriminierung», 3. Die siebziger

und achtziger Jahre unter dem Druck von «Politische Neutralität – wirtschaftliche Verflechtung». Ein Vorraum unter dem Titel «Die Nation als ‹Sonderfall›: Bilder und Symbole der Schweiz» thematisiert die nationale Selbstdarstellung und ist so eine Einstimmung in die eigentliche Ausstellung. Diese ist auf einem in der «Waffenhalle» eigens aufgebauten Gerüst untergebracht – für den Projektleiter der Ausstellung, den Historiker Walter Leimgruber «Symbol der Bau-*fälligkeit*, aber auch der Bau-*fähigkeit*».

Statt ein Ausstellungskatalog wurde ein umfangreicher Begleitband mit zahlreichen Beiträgen zu Politik, Geschichte und Kultur der letzten fünfzig Jahre erarbeitet. Damit werden zahlreiche Zugänge zum «Sonderfall» im Sinne der Eigenart der Schweiz, auch viele Sondergeschichten der letzten 50 Jahre geboten, hingegen nicht einmal der Versuch gemacht, ein Gesamtbild zu skizzieren; aufgefallen ist mir dies besonders auch beim (einzigen) religionsgeschichtlichen Beitrag, der sich mit «Kirche und Flüchtlingspolitik» beschäftigt und dabei vor allem die Grossherzigkeit von Otto Karrer erinnert.

Eine Ausstellung ist nicht eine Visualisierung von Ideengeschichte, sondern eine Darbietung von Objekten der Kultur, auch der Alltagskultur, als Ausdruck der Auseinandersetzung von Kulturschaffenden mit ihrer Zeit und damit zugleich eine Einladung, sich seinerseits mit der dargebotenen Thematik auseinanderzusetzen. Was vom Landesmuseum in aller Ruhe geplant worden war, erhielt ohne sein Zutun seine heutige Aktualität. *Rolf Weibel*

Priestertagung in Fischingen

Die Priestertagung in Fischingen ist bereits zu einer beliebten Tradition geworden. Dieses Jahr findet sie am Montag, 28. September, statt unter dem Motto: *Das Gebet des Priesters: Auftrag und Alltag.*

Immer weniger Mitbrüder, wachsende Aufgaben, stärkere Belastung, schwindende Kraft und Zeit... Wer möchte vor der Situation, in der sich viele Priester befinden, die Augen verschliessen? Darf man sich noch Zeit fürs Gebet nehmen, ohne die Aufgaben zu vernachlässigen? Vernachlässigt man seine Aufgaben, wenn man sich fürs Gebet keine Zeit mehr nimmt? Der Bildungstag möchte diesen Fragen, die sich für jeden Priester wieder etwas anders stellen, nachspüren. Er möchte Mut machen für den täglichen Dienst und Freude geben an der gemeinsamen Berufung.

Alle Priester, junge und ältere, sind zu dieser Priestertagung herzlich willkommen. *Referent* ist P. Christoph Müller OSB, Einsiedeln; *Beginn* der Tagung 10.00 Uhr, *Schluss* ca. 16.00 Uhr (mit der gemeinsamen Vesper); *Kosten* pro Person: Fr. 35.– (inklusive Mittagessen); *Ort:* Kloster Fischingen (TG); *Anmeldung* an: Regens Bernhard Sohmer, Klosterhof 6 a, 9000 St. Gallen, Telefon 071-23 71 12 (Anmeldung ist nicht unbedingt erforderlich, doch erwünscht). *Mitgeteilt*

Fortbildungsangebote des IFOK

■ **Lernort: Gemeinde**

Dieses Fortbildungsprojekt will haupt- und nebenamtliche kirchliche Mitarbeiter/-innen in einem Lernprozess begleiten. Die Arbeit in und mit Gruppen innerhalb der Pfarrei kann besser gelingen, wenn jedes Glied seine Fähigkeiten und Grenzen kennt und sich bestmöglich einbringen darf.

Zweijährige berufsbegleitende Ausbildung. Sie umfasst 6 Arbeitswochen zu je 5 Tagen, Kursbeschrieb beim IFOK erhältlich.

Anmeldeschluss: 1. September 1992; 1. Arbeitswoche 26.–30. Oktober 1992 in Chur.

■ **Umgang mit lernbehinderten und verhaltensauffälligen Kindern im Religionsunterricht der Volksschule (RL LVA)**

Diese zweijährige berufsbegleitende Ausbildung will Katecheten/-innen und Sonderklassenlehrer/-innen helfen, schwierigen Schülern und Schülerinnen Möglichkeiten persönlichen Christseins zu zeigen. Das Leiden aneinander wird geringer, wenn Lehrperson und Schüler miteinander lernen, ihre Eignenart zu erkennen und anzunehmen.

Damit auch Katechetinnen, die Hausfrau und Mutter sind, diese Fortbildung in Betracht ziehen können, sieht das Kurskonzept verlängerte Wochenenden (Freitagabend bis Sonntagmittag) vor.

Informationsnachmittag: Mittwoch, 9. September 1992 im Centrum 66, Zürich; Erstes Studienwochenende 17.–19. Oktober 1992 in Chur.

Prospekt mit Anmeldeformular beim IFOK.

■ **Schreibwerkstatt für Frauen und Männer in kirchlichen Aufgaben**

Dieses 3-Tage-Seminar will kirchlich engagierte Personen vertraut machen mit dem ABC des Wann, Wie und Wo nichtprofessioneller Schreiber. Vom Elternbrief bis zum Communiqué tauchen Fragen auf, die in dieser Schreibwerkstatt angegangen werden. «Material» bringen die Teilnehmer/-innen teilweise selber ein, um aus ihrer Praxis dazu zu lernen.

Termin: 2.–4. November 1992 in Chur.

Prospekt mit Anmeldeformular beim IFOK.

Auskünfte und Anmeldung beim Institut für Fort- und Weiterbildung der KatechetInnen, Sekretariat IFOK, Plessurquai 53, 7000 Chur.

Amtlicher Teil

Bistum Chur

■ **Ausschreibung**

Infolge Demission des bisherigen Amtsinhabers wird die Pfarrei *St. Peter und Paul, Zürich,* zur Wiederbesetzung ausgeschrieben. Interessenten mögen sich melden bis zum *24. September 1992* beim Bischofsrat des Bistums Chur, Hof 19, 7000 Chur.

■ **Im Herrn verschieden**

Don Reto Crameri, Pfarrer, Celerina

Der Verstorbene wurde am 20. Oktober 1926 in S. Carlo / Poschiavo geboren und am 4. Juli 1954 in Chur zum Priester geweiht. Er war tätig als Kaplan in Viano (1955–1962), als Vikar in Poschiavo (1962–1981), als Pfarrprovisor in Celerina / Schlarigna (Mai bis Dezember 1981) und als Pfarrer von Celerina (ab 7. Dezember 1981). Er starb am 24. August 1992 in Celerina und wurde am 27. August 1992 in S. Carlo beerdigt.

Bistum St. Gallen

■ **Erste Sitzung des neubestellten Seelsorgerates**

Der Seelsorgerat des Bistums St. Gallen ist neu bestellt worden; mit dem 1. Juli hat seine vierjährige Amtszeit begonnen. Zur ersten Sitzung sind die Ratsmitglieder eingeladen auf Samstag, den 12. September 1992, 8.15 Uhr nach Herisau ins Pfarreiheim. Bischof Otmar Mäder wird dort die Aufgaben des Seelsorgerates aus der Sicht des Bischofs umschreiben. Hanni Aschmann-Lier, die Präsidentin der vergangenen Amtsperiode, gewährt einen Rückblick auf die Arbeit der letzten Jahre und erläutert für die vielen neuen Ratsmitglieder die Arbeitsweise. Nach einer Eucharistiefeier werden die nötigen Wahlen durchgeführt. Eine weitere Sitzung mit ersten Sachgeschäften ist anberaumt auf Freitag/Samstag, 20./21. November 1992 in Quarten.

Informationsstelle

Verstorbene

Dr. phil. Alois Schibli, Pfarrer, Luzern

Eine grössere Priesterschar und Hunderte von Gläubigen, meist älteren, welche der Verstorbene viele Jahre lang in der Pfarrei Würzenbach seelsorglich betreut hatte, nahmen teil am Beerdigungsgottesdienst vom 31. Dezember 1991 in der Hofkirche zu Luzern und an der nachfolgenden Beisetzung im dortigen Gottesacker.

Der am 23. Dezember verstorbene Dr. Alois Schibli war Bürger von Fislisbach, wo das Geschlecht schon Mitte des 14. Jahrhunderts von Baden her zugezogen war. Aus dieser Sippe entstammen auch die Heimgartner von Fislisbach, das Geschlecht der Mutter Bernarda. Bekannt war Stadtpfarrer Schibli von Baden, sein Onkel, dessen Vorfahren im letzten Jahrhundert in Busslingen bei Oberrohrdorf einen Bauernhof samt Sägerei erworben hatten. Es war am 20. August 1912, als Alois das Licht der Welt erblickte, und schon ein paar Tage später von Pfarrer und Dekan Burkard Senn getauft wurde. Schon früh drängte es den Jungen, der das Glück hatte, in einer tief religiösen Familie aufzuwachsen, zum Priestertum. Gern erinnerte er sich, wo und wann ihm der Gedanke gekommen war, Priester zu werden, und er sich dafür entschied.

In Werthenstein und Nuolen, den Studienhäusern der Kongregation der Hl. Familie, begann Alois seine Gymnasialstudien und machte am 8. Juli 1935 die Matura. Wie so viele seiner Mitbrüder durfte der Jungmann im holländischen Grave Philosophie und dann in Revengiersburg bei Trier vier Jahre Theologie studieren. Am Petrus- und Paulusfest 1940, der Zweite Weltkrieg war schon ausgebrochen, durfte Alois in Würzburg die hl. Priesterweihe empfangen. Im Beisein seiner vielen Verwandten und Freunde feierte der Neupriester in Baden sein Erstlingsopfer. Schon rief ihn Professor Dr. J. Beeking als Sekretär zu sich. Dann aber drängte es den jungen Priester, 1944–1948 in Freiburg, sowie 1949–1953 in Zürich und Salzburg, weiteren Studien zu obliegen. Als Dr. phil. schloss Alois sein Hochschulstudium ab.

Der Herzenswunsch des jungen Doktors aber galt nicht der Wissenschaft, sondern der praktischen Seelsorge. So begreift man, wenn er sich im Einverständnis mit seinen Ordensobern an den Churer Bischof wandte. Mit dessen Einwilligung trat Dr. Schibli den Vikariatsposten zu St. Marien in Winterthur an. Mit Eifer versah er den anspruchsvollen Seelsorgedienst. Des öftern betreute er auch die Jugend in den Ferienlagern. Nach 11 Jahren übernahm Alois die junge Pfarrei Rümlang. Sie forderte seinen ganzen Einsatz. Schon wollte er für die neue Kirche den Architekten Corbusier, den er persönlich kannte, verpflichten, als sich sein Wunsch zerschlug. Noch gründete Dr. Schibli als Direktor des katholischen Lehrlingsheimes in Zürich ein Eheseminar, um die jungen Menschen im Glauben zu erhalten.

Schon lange hatte es den Aargauer in die Heimatdiözese gezogen. So schenkte er als Kaplan mehrere Jahre seine Kraft der Pfarrei Hergiswil am See. 1971 wechselte er in die St.-Johannes-Pfarrei Würzenbach, in der er bis zu seinem Tode verblieb. Vielseitig war dort seine Wirksamkeit: als Kaplan, als Pfarrverweser, als Religionslehrer an der Töchterschule, eifriger Prediger, beliebter Aushilfspriester in vielen Pfarreien, vor allem aber als Betreuer der Kranken und der älteren Leute. Immer wieder begegnete man Dr. Schibli auf seinen Besuchen in der St.-Anna-Klinik, im Kurhaus Sonnmatt und im Sonneziel in Meggen. Zur grossen Zufriedenheit seiner Betreuten machte Alois Schibli Ausflüge nach Einsiedeln, St. Gallen usw.

Der hl. Bruder Franz von Assisi hatte es ihm angetan. Mehrfach besuchte Dr. Schibli die Abruzzerberge und betete am Grabe des Heiligen. Wie dieser liebte Alois Schibli die Natur in all ihren Formen. Er kannte viele Heilpflanzen und konnte Ratschläge geben. Noch mehr aber liebte er die hl. Kirche. Er wusste zu unterscheiden. Er meinte einmal: «Man darf die Kirche nicht nur kritisieren, sondern auch für sie beten und leiden.» Alois Schibli war ein inniger Marienverehrer. Ihr Bild im Finsterwald war ihm wahrlich ins Herz gegraben. Dort auch, in der Gnadenkapelle, feierte er sein 50jähriges Priesterjubiläum.

Lieber Alois, verehrter Mitbruder, geh nun ein in das ewige Alverna, das all denen versprochen ist, die Gott lieben! *Anton Egloff*

Neue Bücher

Oscar Romero

James R. Brockmann, Oscar Romero. Eine Biographie. Aus dem Amerikanischen (Romero. A Life, Chicago 1989) übertragen von Maria-Antonia Fonseca-Visscher van Gaasbeek, Paulusverlag, Freiburg Schweiz 1990, 366 Seiten.

James P. Brockmann ist Jesuit aus Cincinnati (USA). Er hat Erzbischof Oscar Romero noch gekannt, ja als Redaktor der Zeitschrift «America» hat er ihn wiederholt aufgesucht, um bei ihm über die Lage der Kirche im geknechteten El Salvador zu recherchieren. Schon 1982 – zwei Jahre nach

Autoren und Autorinnen dieser Nummer

Andreas Burch, Pfarrer, Rosenweg 7, 8302 Kloten

Dr. Anton Egloff, Pfarrer, 5264 Gipf-Oberfrick

Dr. P. Leo Ettlin OSB, Kollegium, 6060 Sarnen

P. Eugen Frei SJ, Postfach 830, 8025 Zürich

Dr. Walter Kirchschläger, Professor, Seestrasse 93, 6047 Kastanienbaum

Dr. Paul Stadler, SPI, Postfach 909, 9001 St. Gallen

Arnold B. Stampfli, lic. oec. publ., Klosterhof 6b, 9000 St. Gallen

P. Paul Vollmar SM, Route Bonnesfontaines 10, 1700 Freiburg

Schweizerische Kirchenzeitung

Erscheint jeden Donnerstag

Fragen der Theologie und Seelsorge.
Amtliches Organ der Bistümer Basel, Chur, St. Gallen, Lausanne-Genf-Freiburg und Sitten.

Hauptredaktor
Rolf Weibel, Dr. theol.
Frankenstrasse 7–9, 6003 Luzern
Briefadresse: Postfach 4141, 6002 Luzern
Telefon 041-23 50 15, Telefax 041-23 63 56

Mitredaktoren
Kurt Koch, Dr. theol., Professor
Lindenfeldsteig 9, 6006 Luzern
Telefon 041-51 47 55
Franz Stampfli, Domherr
Wiedingstrasse 46, 8055 Zürich
Telefon 01-451 24 34
Josef Wick, lic. theol., Pfarrer
Rosenweg, 9410 Heiden
Telefon 071-91 17 53

Verlag, Administration, Inserate
Raeber Druck AG, Frankenstrasse 7–9
Briefadresse: Postfach 4141, 6002 Luzern
Telefon 041-23 07 27, Postcheck 60-162 01-4

Abonnementspreise
Jährlich Schweiz: Fr. 95.–;
Ausland Fr. 95.– plus Versandgebühren (Land/See- oder Luftpost).
Studentenabonnement Schweiz: Fr. 63.–.
Einzelnummer: Fr. 2.50 plus Porto.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Nicht angeforderte Besprechungsexemplare werden nicht zurückgesandt.

Redaktionsschluss und Schluss der Inseratenannahme: Montag, Arbeitsbeginn.

der Ermordung – erschien die Erstausgabe seiner Romero-Biographie, und sie wurde auch ins Spanische und Französische übersetzt. Eine deutschsprachige Ausgabe liess auf sich warten und liegt nun, gut zehn Jahre nach dem blutigen Geschehen, in einer gut lesbaren Übersetzung vor. Nachträglich kann man sagen, dass sich das lange Warten gelohnt hat. Die neue Übersetzung fusst auf der gründlich überarbeiteten und durch neue Erkenntnisse ergänzten Neuauflage von 1989. Sorgfältige Forschungen haben inzwischen neue Romero-Manuskripte und auch neue Erkenntnisse zum Attentat und zur Identität der Mörder zutage gebracht. Die Bezeichnung Biographie wird dem zwar umfangreichen Band kaum gerecht. Von Herkunft und Werdegang des Erzbischofs erfährt man wohl einiges, aber aufs ganze gesehen sind diese Nachrichten doch dürftig. Die Zeit vor der grossen Wende im Leben des Oscar Arnulfo Romero steht da in keinem Verhältnis zu seinen letzten entscheidenden Jahren, die aus einem braven und angepassten Geistlichen, aus gut bürgerlichem Milieu stammend, den San Romero de América machten. So heisst er nun bei seinem Volk, das ihn schon längst heilig gesprochen hat, der Martyrer-Bischof von Mittelamerika!

Anlass zu seiner Wende, oder wenn man es «Bekehrung» nennen will, war die Ermordung des Jesuiten Rutilio Grande, der in einer ländlichen Gegend nördlich der Hauptstadt Pfarrer war, am 13. März 1977. Von dieser Stunde an steht der damals noch neue Erzbischof, der von vielen als konservativ eingestuft wurde, ganz auf der Seite der Unterdrückten. Hier beginnt Brockmann mit seiner ausführlichen Darstellung, und es gelingt ihm, die drei spannungsgeladenen Jahre mit und um den Erzbischof umfassend zu rekonstruieren. Die Zuverlässigkeit seiner intensiven Recherchierarbeit ist bemerkenswert. Eigentlich waren die drei Amtsjahre in San Salvador ein fortgesetztes Martyrium, das mit der Erschiessung während der Eucharistiefeier seinen dramatischen und exemplarischen Höhepunkt fand. Voran geht die Leidenszeit eines gehetzten Wildes, verfolgt und gehetzt vom Komplott der Mächtigen, stürmisch verehrt und geliebt von den Armen und Verfolgten. Und auch das war gefährlich. In diese Phase der Romero-Passion gehört auch, dass der Erzbischof von San Salvador im Kreise seiner Bischofskollegen einsam und isoliert dastand. Sie suchten den bequemeren Weg in einem trügerischen Modus vivendi mit der Diktatur. Auch der päpstliche Nuntius war für Romero keine Stütze. Er fühlte sich als Diplomat und balancierte mit diplomatischen Capriolen. Dieses ganze Gefüge von Bewährungen im mutigen und unentwegten Durchstehen einer von Anfang an ausweglosen Lage rechtfertigt den vom Volk verliehenen Titel San Romero.

Leo Ettlin

Fortbildungsangebote

■ **Herbsttagung des Diözesanverbandes St. Gallen des SKB**

Thema: Verkündigung als befreiender Prozess – Bibel und Neuevangelisation.

Referenten: Dr. Ludger Feldkämper SVD, Katholische Bibelföderation Stuttgart; José Amrein, Bildungsreferent in Immensee; Dr. Thomas Staubli, BPA St. Gallen.

Termine und Orte: 14. September 1992: Pfarreiheim St. Fiden in St. Gallen; 16. September 1992: Pfarreiheim in Wattwil.

Zeit: Jeweils von 9.30 Uhr bis ca. 16.30 Uhr.

Tagungskosten: Keine (Gelegenheit zum Mittagessen).

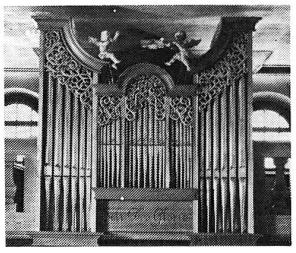
Mitnehmen: Vollbibel.

Zielgruppe: Kirchliche Mitarbeiter/-innen und biblisch Interessierte.

Planen Sie eine
ROM-REISE?
Als Rom-Schweizer organisieren wir Ihre Pfarrei- oder Kirchenchor-Reise abseits des Massentourismus. Individuell mit Ihnen geplantes christlich-kulturelles Programm mit Besuch der Vatikanischen Gärten, Messe in den Katakomben, Basilikenbesuchen, Papstaudienz, charakteristischen Mahlzeiten und Ausflügen.
Unsere Spezialität: Persönliche Betreuung und schweizerdeutsche geschichtlich-kulturelle Führungen durch Rom-Schweizer.
Informationen, Programmbeispiele, Referenzen, Offerten an:
RR Rom Reisen AG, Mühle Tiefenbrunnen, Seefeldstrasse 231, CH-8008 Zürich, Telefon 01-382 33 77
Telefax 01-382 33 50

Die drei katholischen Jugendzeitschriften
Arbeitsgemeinschaft der Katholischen Kinder- und Jugendpresse (AKJP)
Postfach
6000 Luzern 5
jumi tut LABIG
die gute Palette

Rauchfreie
Opferlichte
in roten, farblosen oder bernsteinfarbenen Bechern können Sie jederzeit ab Lager beziehen. Unsere Becher sind aus einem garantiert umweltfreundlichen, glasklaren Material hergestellt und können mehrmals nachgefüllt werden.
Verlangen Sie bitte Muster und Offerte!
HERZOG AG
KERZENFABRIK SURSEE
6210 Sursee Telefon 045 - 21 10 38



Meisterbetrieb
für Kirchenorgeln, Hausorgeln, Reparaturen, Reinigungen, Stimmen und Service (überall Garantieleistungen)
Orgelbau Hauser
8722 Kaltbrunn
Telefon Geschäft und Privat
055 - 75 24 32

Messwein

Samos des Pères
Griechenland;
süss, besonders gut
haltbar, auch im
Anbruch

Fendant
Wallis; trocken

KEEL + CO. AG
Weinkellerei
9428 Walzenhausen

Telefon
(071) 44 14 15

Religionslehrer

(dipl. Katechet)

kann kurzfristig oder nach Vereinbarung Teilpensum (Teilzeitanstellung) auf Ober-/Mittelstufe im Grossraum

Zürich, Zug, Luzern

übernehmen. Absprache betreffend Arbeitsumfang ist möglich.

Interessenten melden sich mit Ihren Vorstellungen unter Chiffre 1653 an die Schweizerische Kirchenzeitung, Postfach 4141, 6002 Luzern

Orgelbau

Telefon
Geschäft 081 22 51 70

Richard Freytag

CH-7012 FELSBERG/Grb.

FELSBERG AG

Eugen Drewermann

Das Matthäus-Evangelium

Bilder der Erfüllung

1. Teil, Walter, Fr. 82.–

Matthäus steht nach Markus dem historischen Jesus am nächsten. Besonders die Bergpredigt zeigt, dass Jesus in seiner Lehre nicht, wie wir, vom Sein, Haben und Können des Menschen ausgeht, sondern von jenen, die nichts sind, nichts haben und nichts können, also von jenen, die am Boden liegen.
Hauptteil dieses Bandes ist die Bergpredigt und das Motto: Alles was ihr wollt, dass man euch tue, das tut auch anderen.

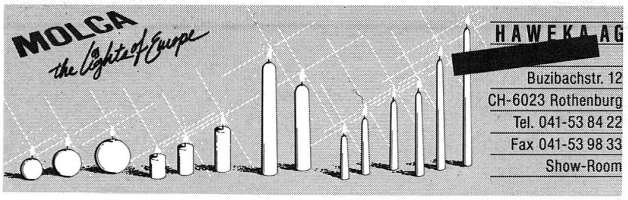
Raeber Bücher AG, Frankenstrasse 9
6002 Luzern, Telefon 041-23 53 63

Schweizer
Opferlichte
EREMITA
direkt vom Hersteller

- in umweltfreundlichen Bechern – kein PVC
- in den Farben: rot, honig, weiss
- mehrmals verwendbar, preisgünstig
- rauchfrei, gute Brenneigenschaften
- prompte Lieferung

LIENERT KERZEN

Gebr. Lienert AG, Kerzenfabrik,
8840 Einsiedeln, Telefon 055-53 23 81



Die in der Seelsorge zusammenarbeitenden **katholischen Kirchgemeinden Lostorf, Stüsslingen-Rohr** im Kanton Solothurn suchen per sofort oder nach Vereinbarung

1 Pfarrer

1 Pastoralassistentin/-en oder Laientheologen/-in sowie

1 Katechetin/-en

zur Leitung, Betreuung und Koordination der Seelsorge in den beiden Pfarreien sowie zur Erteilung des Religionsunterrichtes an der Kreisschule Mittelgösgen. In beiden Pfarreien dürfen teamfähige und kooperative Persönlichkeiten auf einen aktiven Pfarreirat zählen, der sich in der Zeit ohne Seelsorger nach bestem Vermögen um die pfarreilichen Belange mühte.

Beide Pfarreien verfügen auch über eine gute bauliche Infrastruktur: renovierte Kirche, schöne Pfarrhäuser; in Lostorf ist ein Pfarreiheim im Entstehen.

Unsere Anstellungsgrundlagen bieten zeitgemässe Besoldung und Sozialleistungen.

Weitere Auskunft erteilt gerne Peter Widmer, Präsident der Seelsorgekommission, Mahrenstrasse 118, 4654 Lostorf, Telefon 062-48 13 54, an welchen auch eine schriftliche Bewerbung zu richten ist

Frau sucht Arbeit

auf einem Pfarreisekretariat im Raume Innerschweiz.

Telefon 041-2 80 57

UNERWARTET NAH!

Innenwelt-Schutz
Innenwelt-Pflege

✆ 1 56 64 56

Täglich froher, frischer Impuls.

Fr. 1.40/min.

AZA 6002 LUZERN

Herrn
Dr. Josef Pfammatter
Priesterseminar St. Luzi
7000 Chur

7989

36/3. 9. 92